VERSORGERIN

stadtwerkstatt linz

2 Giblinge (= 2 Euro) *# 0145*

märz 2025

versorgerin Nr. / 145 / maerz 2025 / Österreichische Post AG / MZ 15Z040481 M, **VORTEILSTARIF,** Stadtwerkstatt, Kirchengasse 4, 4040 Linz

editorial

»Was ist das, was in uns lügt, hurt, stiehlt und mordet?«
(Georg Büchner, Dantons Tod, 1835)

»Ich will unbeschriebene Blätter. Ich will verschwiegene Gräber. Dass die Zukunft damit aufhört, die Gegenwart zu spiegeln.«
(Kante, Ich Kann Die Hand Vor Meinen Augen Nicht Mehr Sehen, 2004)

Prognosen sind schwierig und ohnehin überbewertet – dennoch sei diese eine gewagt und erlaubt: *There will be no reckoning.* Es wird keine Abrechnung geben, keine Läuterung, keine poetische Gerechtigkeit, keinen *we told you so*-Moment und keine Katharsis, die ein goldenes Zeitalter einläutet. Es werden beim nächsten extremen Hitze-, Sturm-, Kälte- oder Überschwemmungsereignis nicht plötzlich alle bisherigen Fans fossiler Brennstoffe auf die Knie fallen und um Vergebung für ihre Sünden flehen und kein MAGA-Maniac wird sich dafür verantwortlich fühlen, wenn die Verwaltung krachen – und deshalb nichts mehr – geht.

Der ideologische Zement ist fast abgehärtet und die »shifting baselines« sind eher ein Wimmelbild aus Haarrissen, in dem lediglich verschiedene Faschismen voneinander abgegrenzt werden können. Wenn dann doch der große Kladderadatsch kommt, fragt erstmal niemand, ob jemand bessere Ideen für die Menschheit hatte. Ein schmollmundiges »ihr wolltet ja nicht hören!« interessiert da nicht. Sollte also der einzige Trost für die Bedeutungslosigkeit der eigenen politischen Positionen in einer – oft eher erhofften als befürchteten – Kassandra-Dividende bestehen, sind das in der Tat schlechte Nachrichten. Was also tun? Das ist eine Frage für die jeweils kurrenten Bewegungsgurus – wir suchen weiter nach möglichst gründlicher Kritik, die – so sie schon nicht selbst eine Bresche in die Festung schlagen kann – zumindest zur Stelle ist, sobald sich eine auftut.

Wenn die Glühfunzel der Vernunft tief steht, wirft auch der Nationalsozialismus wieder längere Schatten in die Gegenwart, weshalb es umso wichtiger ist, die NS-Barbarei niemals zu vergessen. *Paul Schuberth* rekapituliert die Geschichte der Linzer Nibelungenbrücke, die gerade Gegenstand einer Ausstellung in der Linzer Kunstuniversität war, *Marina Wetzlmaier* analysiert die Debatten um die Umbenennung einer Welser Schule im Gedenken an Elfriede Grünberg und *Richard Wall* erinnert an den Dichter und Résistance-Kämpfer René Char.

Maximilian Hauer bespricht Simon Schaupps Buch »Stoffwechselpolitik«, *Alexandra Bandl* einen erstmals auf deutsch veröffentlichten Langessay von Alain Finkielkraut über linke Holocausrelativierung und *Frédéric Valin* zieht ein Fazit über die Implementierung der UN-Behindertenrechtskonvention in Deutschland und Österreich. *Magnus Klaue* wiederum widmet sich anhand der UNESCO dem Verhältnis von Kultur- und Rechtssphäre und *Günther Ziehlinger* porträtiert mit »The Curators« eine Formation, die lieber eine Band spielt, als als Band zu spielen. *Michael Aschauer* erörtert die Frage, inwieweit sich der Energieverbrauch von Datenzentren und KI zuverlässig einschätzen lässt und *Barbara Eder* zeichnet einen Vortrag der Whistleblowerin Lisa Ling zum Datenhunger von Drohnen.

Ist Vernebelung Teil dessen, worauf die Stadtwerkstatt mit ihrem 2025er Jahresclaim »FOG Manifesto« abzielt? Nicht zwingend – es geht um Nebel als Material und Manifest. 2025 soll die STWST zum Fog Cube der techno-kapitalistischen Desorientierung werden. Ein Open Call ist formuliert. Weitere künstlerische Aktivitäten des Hauses führen etwa zur Radiokunst, *Daniela Silvestrin* hat aus diesem Anlass über den elektromagnetischen Raum geschrieben.

Elektrisierend-widerständige Lektüre wünscht:
die Redaktion

Journalistischer Katechismus

Der Journalistische Katechismus ist eine Handreiche für all jene, die dauernd irgendwas mit Medien machen und darum keine Zeit haben, Machiavellis *Il Principe* zu lesen. Deshalb erscheint er auch häppchenweise in Serie.

Das Erste Hauptstück im Band I, Teil III handelt von den Hindernissen der Medienförderung und den Mitteln, sie zu erlangen.

Wie viele Haupthinderniße der Medienförderung gibt es?

Es gibt derer viele: Manche sind offizieller Kodex, andere informelles Tun. Wir wollen einige hier der Reihe nach aufzählen, und dabei die Hilfsmittel dagegen angeben.

Das **erste Hinderniß** ist die ungeordnete Liebe der Pressorgane gegen die mannigfaltigen Erscheinungen der Welt, während sie wirklicher Rangordnungen nicht gewahr sind. Das Chaos ihrer Wahrnehmung hindert das Medienfußvolk, sich wahrlich berichtenswerter Dinge anzunehmen und nur das journalistische *Juste Milieu* dringt in seinen Darlegungen durch den Schleider der Ignoranz hin zum Kern.

Hier zwei Beispiele aus der Schatzkiste der Erleuchteten: »Zerrissene Jeans, Netflix: So lebt Kurz nach Polit-Aus« (Oe24), sowie (in performativer Negation der Negation): »10 Dinge, die wir über Herbert Kickl nie wissen wollten« (Kurier). Mit der Zeit führt das unzureichende Antichambrieren der ignoranten Mehrheit nicht nur zu tausend Irrthümern, sondern auch zu schweren Sünden gegen die Funktion der Presse als ideellem Gesamt-Voyeur. Um dieses Hindernis zu besiegen, müssen alle Sinne geschärft, alle Handlungen und Worte im Vorhof der Macht auf dessen Zentrum gerichtet werden, damit der Inseratenstrom weiter fließt und auch kein Gesetz'chen auf den Weg gebracht wird, ihn zu regulieren oder gar zu drosseln.

Das **zweite Hinderniß** der Gnade ist die vorherrschende Neigung zu publizistischer Zurückhaltung. Denn es ist zwar richtig, dass unser kleiner Bruder, der *Katechismus der Katholischen Kirche* (KKK), die ausschweifende Wollust als Todsünde *Luxuria* geißelt – allerdings ist dabei nicht zu übersehen, dass *Avaritia* (Geiz) Ersterer noch vorgereihet ist. Dieser Gewichtung trägt das Presseförderungsgesetz (PressFG 2004) in Österreich Rechnung: Bereits Absatz 1 statuiert, dass allein *Tages- und Wochenzeitungen förderberechtigt sind* und dementsprechend in den Genuss von *Vertriebsförderung* (§§ 1 – 4) sowie *Qualitätsförderung und Zukunftssicherung* (§§ 9 – 12a) kommen können und für Tageszeitungen darüber hinaus die *Förderung zur Erhaltung der regionalen Vielfalt* (§ 8) beanspruchbar ist.

Nota benissimo: Dabei ist der Fleiß auf das Erscheinungsintervall zu beschränken und nicht im Sinne pekuniärer Freigebigkeit zu übertreiben, da unentgeltlich vertriebene Zeitungen von der Förderung ebenfalls ausgeschlossen sind. Dieses Fördersystem ist nicht in Stein gemeißelt, aber keine Angst: Es werden keine Qualitätskriterien erstellt werden, bei denen die Auflage nur eine untergeordnete Rolle spielt und die fortan auf Monatszeitungen ausgedehnt werden, die diesen entsprechen. Eher wird das Ausschlusskriterium für Gratiszeitungen fallen, sodass das Geld bei jenen landet, für die eine Titulierungen als *hofberichterstattende Einheitszeitung* keine Injurie, sondern Daseinszweck darstellt. Im Zuge dieser Novellierung könnte auch die Presseförderungskommission abgeschafft und durch einen *Volkszensor* (VoZe) ersetzt werden.

Das **dritte Hinderniß** ist die einseitige Liebe zu ausgewählten Geschöpfen; denn diese verwickelt das Herz. Es kann nicht sein, dass nur bestimmte *pet media outlets* am Busen öffentlicher Zuwendungen genährt werden, die sich zudem als undankbar und schwer lenkbar erweisen. Anstelle eines brennenden Dornbusches muss deshalb die Politik ihrer Bestimmung als Stimme Gottes nachkommen und die Namen derer verkünden, die künftig für ihre Verdienste belohnet werden sollten, aber auch jene, die der Förderungen nicht würdig sind. Hören wir einige Vorschläge von hervorragenden Führungskadern mit tadellosem Leumund: Christian Hafenecker (FPÖ-Generalsekretär, Juli 2024 wegen Datenfälschung zu einer Geldstrafe verurteilt) moniert zurecht, dass die Förderungen zu sehr »auf linke Postillen« zugeschnitten seien. Bei einer gerechten Vergabegestaltung stünden an den ersten drei Stellen dann nicht die kommunistischen Kampfblätter *Kronenzeitung*, *Oe24* und *heute*, sondern Print-Publikationen, die der gesunde Volksgeist gebar (wie *Info-Direkt*, *Der Eckart* und *Zur Zeit*), aber auch Noie Medien wie *Der Heimatkurier* oder *Report24.*

Schließlich stehe die FPÖ laut Hafenecker für Medienpluralität – andere fügen hinzu: so wie eine Kloake für Fäkalpluralität steht. Jedenfalls kann es nicht angehen, dass staatliche Medien weiterhin »linke Propaganda« betreiben, wie es Peter Westenthaler (FPÖ-Stiftungsrat im ORF, Jänner 2017 wegen Betrugs zu zweieinhalb Jahren teilbedingter Haft verurteilt) formuliert. **Wo euer Schatz ist, dort wird auch euer Herz seyn**, weshalb hoffentlich bald alle Freunde ehrlicher und anständiger Volksaufklärung jubilieren können:

Für unsre Propagandasender wird der Staat zum größten Spender.

Während aus anderen Herzen als Responsorium W.A. Mozart erschallt: *Leck mich im Arsch g'schwindi, g'schwindi, g'schwindi!* (KV 382c).

Bonus-Sentenzen

Das Emblem des zeitgenössischen Journalismus ist der Leitz-Ordner: Alles wird »einordnet«.

Die erste Konfusion bei der Befassung mit »Cybercrime« besteht im zeitgenössischen Journalismus Österreichs bereits in der sprachlichen Unterscheidung von *Daten* und Taten.

Das beliebteste Adjektiv im zeitgenössischen Journalismus ist »umstritten« – es stellt sowohl explosiven *content* in Aussicht, als es zugleich professionelle Distanz markiert – und wird auf fast alles angewendet, allerdings nicht auf das Westjordanland: Dieses gilt immer als »besetzt«.

ES GEHT VORAN

ABO 1/3 günstiger*

Friedrich Merz schafft den Durchbruch. Im Bundestag haben Abgeordnete von Union und AfD gemeinsam die Hand gehoben. Ob Merz weitere Versprechen brechen wird, können wir nicht vorhersagen. Aber unser Wort gilt: **Die Jungle World, seit der Gründung 1997 mit Antifa-Seite, bleibt die Alternative für Deutschland-Kritiker:innen.**

jungle.world

Verlieren Sie keine Zeit und gehen Sie sofort mit einem **Abo der Jungle World All In!**

Bis zu vier Monate gratis lesen!

*Bestellen Sie ein Abonnement für drei, sechs oder zwölf Monate und sparen Sie jeweils ein Drittel des Preises – unabhängig vom gewünschten Zahlungszeitraum.

jungle.world/EsGehtVoran

ANZEIGE

Im Schatten der Brücke

Anlässlich einer Ausstellung zur Linzer Nibelungenbrücke rekapituliert *Paul Schuberth* die Geschichte dieses einstmaligen NS-Symbols und thematisiert fragwürdige Erinnerungspolitiken.

Was unterscheidet die deutsche Erinnerungspolitik in Bezug auf das »dunkelste Kapitel« der eigenen Geschichte von der österreichischen? Der Mythos von Deutschland als »Aufarbeitungsweltmeister« rührt von einer sehr spezifischen Konstellation her: Zerstreut wurden die Sorgen gegenüber einem erneut großen, starken Deutschland nicht primär durch angemessene Reparationszahlungen, sondern durch eine Umleitung der Aufarbeitung in kulturelle Bahnen. Was Rechtsextreme und mitunter Konservative als einen das Volk erdrückenden Schuldkult geißeln, war als Erinnerungskultur eine Erleichterung für die Bevölkerung: Erinnerungskultur auch als moralische Entschädigung für Täter und Nachkommen. Es gelang also, die eigene Vergangenheitsbewältigung in ein neues Nationalgefühl einzubetten, ohne den Stolz auf die Vergangenheit ganz auszulöschen. Hinter der Fassade der Betroffenheit von Nichtbetroffenen jedoch wurde viel dafür getan, Entschädigungszahlungen für anerkannte Opfer zu verzögern, sowie andere Opfergruppen sehr lange gar nicht anzuerkennen; oder sie in den deutschen Nachfolgestaaten weiteren Repressionen auszusetzen, wie etwa Roma und Sinti, Homosexuelle, sogenannte »Asoziale«, Menschen mit Behinderungen und psychischen Erkrankungen, oder sie gesellschaftlich zu ächten, wie zum Beispiel Deserteure.

In Österreich herrschte dagegen eindimensionaler Revisionismus vor. Beachtlich aber, dass man hier den Spagat schaffte, sich einerseits als erstes Opfer Hitlers darzustellen, andererseits dabei aber genau die Menschen nicht in Ehren zu halten, die als Kronzeugen für diese Darstellung taugen könnten – weil sie etwa, wie die kommunistischen Widerstandskämpfer*innen, tatsächlich für ein freies und unabhängiges Österreich gekämpft hatten. Die österreichische Erinnerungspolitik entsprach insofern diesem Revisionismus, als sie als eine offizielle, konsensuale schlicht nicht existierte. Daher hatten Erinnerungsinitiativen ‚von unten' bis in die 2000er-Jahre etwas sehr Subversives. Zum Beispiel sei daran erinnert, gegen welche politischen Widerstände das Mauthausen Komitee Steyr noch in den 1990er-Jahren zu kämpfen hatte (siehe Versorgerin #124). Die Stätten der Vernichtung, des Terrors und der Zwangsarbeit wurden dabei je nach weiterer Benutzbarkeit für andere Zwecke entweder beseitigt – wie die Baracke des Konzentrationslagers Münichholz in Steyr 1993 –, oder als brauchbare Bauten in den normalen postnazistischen Betrieb übernommen, ohne über die jeweilige Vorgeschichte ausgiebig zu informieren.

Erst jetzt, dank einer wunderbaren Ausstellung in der Linzer Kunstuniversität, drängt auch die imposante Nibelungenbrücke als ein Denkmal von – noch heute nachwirkend nutzbringender – Zwangsarbeit und deren späteren Verheimlichung ins Bewusstsein der Linzer Bevölkerung. Die Nibelungenbrücke, die den heutigen Hinsenkampplatz in Urfahr (benannt nach dem deutschnationalen Politiker Heinrich Hinsenkamp) und den heutigen Haupt- (aber ehemaligen Adolf-Hitler-) Platz miteinander verbindet, könnte man als das heimliche Zentrum von Linz begreifen. Nicht nur schließt die Brücke die Kernstadt von Linz mit dem dörflich geprägten Alt-Urfahr zusammen, sondern markiert auch die Verbindung zwischen zwei geologischen Regionen Oberösterreichs: Böhmische Masse und Alpenvorland. Unter ihr hindurch müssen sich Frachtschiffe auf ihrem Weg von Regensburg Richtung Schwarzes Meer zwängen, was der Nibelungenbrücke einen ausgeprägteren internationalen Flair verleiht, als hier manchen lieb sein kann. Von der Mitte der Brücke aus hat man nicht nur Blick auf den Urfahrstrand, auf die beiden Hausberge der Linzer*innen, Pöstlingberg und Lichtenberg, auf die Neue Eisenbahnbrücke – deren Vorgängerin ebenfalls geschichtsträchtig ist, war sie doch Schauplatz des Februaraufstandes und dessen Niederschlagung im Jahre 1934 –, sondern auch auf viele Orte des nationalsozialistischen Terrors: Südwestlich liegt der Freinberg, in dessen Massiv der Stollen des ehemaligen KZ Linz II eingegraben ist, im Nordwesten liegen die Urfahrwände mit dem von u. a. KZ-Gefangenen errichteten, weit verzweigten Luftschutzstollen, Richtung Südosten erkennt man den Rauch der Schlote der ehemaligen Hermann-Göring-Werke, wo sich auch das Lager KZ Linz I befand. Nicht so leicht fällt es, sich einzugestehen, dass auch die Nibelungenbrücke selbst zu diesen Orten zählt.

»Pionierdenkmal« von Wilhelm Frass und Alexander Popp

»Über eine Brücke« hieß die Ausstellung, die von Herbst 2024 bis Anfang März 2025 in der Linzer Kunstuniversität zu besuchen war. Die Vorarbeit der Historikerin Birgit Kirchmayr von der JKU war die Grundlage, auf der Studierende der Kunstuni unter Anleitung von Angela Koch und Wiltrud Hackl die Ausstellung konzipierten. Das Ergebnis ist eine äußerst gelungene, künstlerische Aufarbeitung der Geschichte der Nibelungenbrücke. Was ist nun genau der geschichtliche Hintergrund? Die Nibelungenbrücke, erbaut zwischen 1938 und 1940, war nicht nur als bloßer Funktions-, sondern als Repräsentationsbau geplant. Linz sollte ja als »Führerstadt«, als nationalsozialistische Musterstadt, auf lange Sicht ein wirtschaftliches und kulturelles Zentrum des Deutschen Reiches werden; während der große Stahl- und Rüstungsbetrieb (heute Voestalpine) tatsächlich errichtet wurde, verblieben ein Großteil der monumentalen Bauprojekte in der Gegend der beiden Donauufer – Prachtstraßen u. a. mit Theatern und Galerien – weitgehend in der Planungsphase. Von all den geplanten Prunkbauten wurden nur die Nibelungenbrücke und die dazugehörigen Brückenkopfgebäude errichtet. Die Bedeutung dieser neuen Brücke für das NS-Regime zeigt sich auch darin, dass der junge Hitler schon 1925 erste Skizzen für eine neue Brücke entworfen hatte. Nach dem Anschluss wurde die Brücke nach Plänen von Karl Schaechterle und Friedrich Tamms (später Baudezernent in Düsseldorf) errichtet. Wie aber kam es zum Namen der Brücke? Der mittelalterliche Nibelungenmythos war im Nationalsozialismus ein beliebtes ideologisches Werkzeug, um »deutsche Tugenden« wie Treue – die berühmte »Nibelungentreue« – und Opferbereitschaft zu plausibilisieren. Die Nibelungenbrücke sollte als ein Symbol der »Wiedervereinigung« Deutschlands und Österreichs dienen, »im Sinne des Nibelungenzugs, der von Worms dann entlang der Donau ins ungarische Hunnenland führte«, erklärt Prof. Birgit Kirchmayr in einem Interview auf der Website der JKU. Pläne hatten auch vorgesehen, riesige Skulpturen mit Figuren aus der Nibelungensage bei den Brückenköpfen zu platzieren – Siegfried und Kriemhild auf der Linzer Seite, Brunhild und Gunter auf der Urfahraner Seite.

Als Baumaterial diente unter anderem Granit aus den Steinbrüchen der Konzentrationslager Mauthausen und Gusen. Gab es in Linz insgesamt 77 Zwangsarbeiter*innenlager, und wurden in der Industrie der oberösterreichischen Hauptstadt zehntausende Zwangsarbeiter*innen eingesetzt, so schufteten per Zwang eingesetzte Arbeiter*innen auch beim Bau der Nibelungenbrücke und der Brückenkopfgebäude. Zudem mussten insgesamt 274 Wohnungen den neuen Brückenkopfgebäuden weichen. Einer zwangsumgesiedelten Linzerin wurde eine Wohnung in der Landstraße, die man einer jüdischen Familie enteignet hatte, in der Innenstadt angeboten. In der Ausstellung erfährt man mehr über das Schicksal der Familie Treichlinger – die überlebenden Söhne der Familie kämpften nach dem Krieg erfolgreich für eine Rückstellung der Wohnung. Nicht abgerissen wurde das »Pionierdenkmal« (1936) des damals illegalen NSDAP-Mitglieds Wilhelm Frass, das ursprünglich neben der alten Donaubrücke aufgestellt worden war. Bis heute steht es, seit dem Bau der neuen Brücke um etwa hundert Meter donauabwärts versetzt, ohne entsprechende Kennzeichnung und unbehelligt an der Donaulände.

Doch auch die Nibelungenbrücke hat ihre Gedenktafel: Sie erinnert daran, dass mit dem Überschreiten der Brücke für Sudetendeutsche die Schrecken der Vertreibung aus der Tschechoslowakei ein Ende genommen hatten. Für die Vorgeschichte dieser Vertreibung – als ein Hinweis: 68 % der Sudetendeutschen hatten bei freien Wahlen in der Tschechoslowakei für die nationalsozialistische Schwesterpartei SdP gestimmt – ist auf der Tafel kein Platz. Sowie offenbar auf der ganzen Brücke kein Platz dafür zu sein scheint, an die Zwangsarbeiter*innen und die ideologische Funktion der Brücke zu erinnern. Vielleicht ändert sich das bald nach dem Erfolg der Ausstellung? Doch machen wir uns ehrlich. Wie lückenhaft und verquer die österreichischen Erinnerungspolitiken auch waren und sind – in wenigen Jahrzehnten wird uns eine Zeit, in der manche die Muße hatten, ernsthaft und öffentlich an vergangene Massenverbrechen zu erinnern, als paradiesisch erscheinen. Es ist eher unwahrscheinlich, dass nach zu befürchtenden neuen Massenverbrechen die Menschen und Gesellschaften in Europa die Kapazitäten besitzen werden, für Ruhe, Mahnung, Warnung und Verbesserung zu plädieren. Europa befindet sich im Zustand permanenter Faschisierung. Wer zweifelt noch daran, dass die unfassbare Gewalt an den externalisierten Außengrenzen der EU im Mittelmeer, in Nordafrika, in der Türkei ein »geringer« Vorschein auf das ist, was in zehn, zwanzig, dreißig Jahren mit Millionen Klimaflüchtlingen an den Grenzen und innerhalb der Grenzen passieren wird?

Eine längere Fassung des Beitrags findet sich auf *versorgerin.stwst.at*

Paul Schuberth lebt als Musiker in Linz und Dietach (OÖ).

Über eine Brücke
gehen / fahren / schreiben / forschen / reden / streiten

Die besprochene Ausstellung lief vom 20. November 2024 bis 3. März 2025 an der Kunstuniversität Linz.

Ein Projekt von Birgit Kirchmayr vom Institut für Neuere Geschichte und Zeitgeschichte an der Kepler Universität, Angela Koch und Wiltrud Hackl vom Institut für Medien und Co.Lab für Erinnerungsarbeit | ästhetisch-politische Praktiken.

Zahlreiche beteiligte Studierende, mehrere Berichte, mehr Info auf: *www.kunstuni-linz.at/aktuelles/termine-news/newsdetail/ueber-eine-bruecke-gehen-fahren-schreiben-forschen-reden-streiten*

Griff nach den gelben Sternen

In seinem unlängst erstmals auf deutsch erschienenen Essay »Revisionismus von links« analysiert Alain Finkielkraut die Relativierung der Shoah durch linke Intellektuelle und setzt sie in Bezug zu den ideengeschichtlichen Hintergründen. *Alexandra Bandl* stellt das Buch für uns vor.

In seiner Autobiographie »À la première personne« (2019) schildert Alain Finkielkraut, wie er in den späten 1970er Jahren mit der erschreckenden Erkenntnis konfrontiert wurde, dass nunmehr auch linke Gruppierungen ungeniert verkündeten, »die Juden seien nicht [auf die Weise] umgekommen, wie man uns glauben machen wollte«[1]. Diese Erfahrung trug zu einer intensiven Beschäftigung mit den zeitgenössischen Formen des Judenhasses bei, aus der auch die Studie »Revisionismus von Links« hervorging, die 1982 in Frankreich unter dem Titel »L'Avenir d'une Négation« erschien.

Durch die Übersetzung von Christoph Hesse für den ça ira-Verlag wurde Finkielkrauts Essay nun erstmals auch der deutschsprachigen Leserschaft zugänglich gemacht. Das Nachwort von Niklaas Machunsky ordnet nicht nur einige der historischen und ideologischen Konstellationen prägnant ein, sondern unterstreicht auch die Bedeutung seiner Thesen. Am Beispiel prominenter linker Intellektueller und unter Rückgriff auf zahlreiche ideengeschichtliche Referenzen analysiert Finkielkraut einen Angriff auf die Erinnerung an die Shoah, der bis heute nachwirkt und im Zentrum antisemitischer Diffamierungen steht.

Den Ausgangspunkt bildet eine Kontroverse um die Veröffentlichung eines Traktats des französischen Neonazis Robert Faurisson im Jahr 1980, in dem dieser die Gaskammern von Auschwitz als jüdische Erfindung verleumdete. Während der revisionistische Inhalt von Faurissons Buch kaum ernst zu nehmen war, erregte es Aufmerksamkeit, weil ausgerechnet Noam Chomsky, der linke Public Intellectual schlechthin, ein Vorwort beisteuerte, in dem er die Meinungsfreiheit des Autors verteidigte.

Finkielkraut erkannte in den öffentlichen Reaktionen eine Entwicklungstendenz, die über den eigentlichen Skandal hinauswies: eine zunehmende Relativierung des Holocaust in bestimmten Strömungen der Linken, deren ideologische Grundannahmen sie offenbar an der Besonderheit des jüdischen Schicksals zweifeln ließen. Bemerkenswerterweise geschah dies kurz nachdem sich der Holocaust als Begriff für die nationalsozialistische Judenvernichtung in der westlichen Öffentlichkeit langsam durchzusetzen begann.

Finkielkraut zeichnet in seinem Essay nach, dass Faurisson lediglich der Abkömmling einer viel älteren Argumentationslinie ist. Beginnend mit der Dreyfus-Affäre am Ende des 19. Jahrhunderts bis hin zu den linksradikalen Splittergruppen der 1970er Jahre wird geschildert, wie der universalistische Anspruch des Marxismus von Anfang an mit einem grundsätzlichen Unverständnis gegenüber der jüdischen Partikularität einherging. Sowohl der Antisemitismus als auch das Judentum selbst galten in der marxistischen Geschichtsphilosophie als vormoderne Relikte, die mit der proletarischen Revolution von selbst verschwinden würden.

Ein unerwartetes historisches Beispiel liefert Wilhelm Liebknecht, eine Symbolfigur der Arbeiterbewegung des ausgehenden 19. Jahrhunderts. Wenig bekannt ist, dass der orthodoxe Marxist Liebknecht 1899 ausgerechnet in der legendären, von Karl Kraus herausgegebenen Zeitschrift »Die Fackel« gegen Dreyfus Stellung bezog, indem er dessen Unschuld anzweifelte. Es schien ihm unvorstellbar, dass »die herrschende Klasse« sich völlig grundlos gegen einen ihresgleichen wenden könnte, da ihr einziger und entscheidender Gegner das Proletariat sei. Den Hinweis auf den antisemitischen Charakter der Affäre tat Liebknecht als Ablenkungsmanöver der »Ausbeuterklasse« ab.

»Nichts Neues unter der Sonne«

Ein prominenter Stichwortgeber des linken Revisionismus nach 1945 war Paul Rassinier, ein Überlebender der Konzentrationslager in Buchenwald und Mittelbau-Dora, der laut dem französischen Historiker Pierre Vidal-Naquet »als erster in systematischer Weise dargelegt hat, dass es keinen Genozid gegeben hätte«[2]. Finkielkraut kritisiert die Verblendung des ehemaligen kommunistischen Widerstandskämpfers, der sich trotz eigener Leidensgeschichte jeder Erfahrung verweigert, die seinen Gewissheiten widersprechen könnte. Obwohl Rassinier »der roten Fahne, nicht dem Hakenkreuz«[3] folge, leugne er die Existenz der Gaskammern und beklage den verhängnisvollen Einfluss des internationalen Judentums, dessen Ziel es am Vorabend des Zweiten Weltkrieges gewesen sei, »den friedvollen Hitler in die Knie zu zwingen und die Welt trotz des gerechten Münchner Abkommens in einen Konflikt zu stürzen« (128).

Besonders eindringlich weist Finkielkraut darauf hin, dass die nationalsozialistischen Todesfabriken mit ihren Gaskammern nicht in das Schema des Klassenkampfes und des »universellen Leids abertausender Generationen« passen würden. Das zweckfreie Morden schien die Hoffnung des linken Fortschrittsoptimismus auf einen revolutionären Umbruch zu dementieren. So wurde die Shoah relativiert und als bloße »Extremform« kapitalistischer Barbarei interpretiert. Die jüdischen Opfer verloren in dieser Argumentation ihre Besonderheit und ihr Schicksal wurde in die allgemeine Geschichte der Klassenkämpfe eingeebnet.

Einer vergleichbaren Argumentation spürt Finkielkraut in den Schriften von Guy Hocquenghem nach, der ein Vorwort zur französischen Ausgabe einer Studie über die Verfolgung Homosexueller im Nationalsozialismus geschrieben hat.[4] Der einflussreiche Theoretiker der französischen Schwulenbewegung verfolge in seiner Einführung das Ziel, die Juden als »Pseudo-Opfer« und »Usurpatoren« zu entlarven, die sich den Status des exemplarischen Opfers widerrechtlich angeeignet hätten. Die Erinnerung an das eigene Schicksal, so Hocquenghems Argumentation, habe sich nur durchgesetzt, weil die jüdischen Überlebenden – im Gegensatz zu anderen Verfolgten wie Homosexuellen oder politischen Häftlingen – »die Massen zum Weinen bringen« konnten und für die Alliierten als »melodramatischstes Opfer« (128) fungierten.

Die Relativierung der Shoah diene demnach auch als Strategie, die vermeintliche Dominanz der jüdischen Erinnerungskultur zu untergraben und andere Opfergruppen in den Vordergrund zu rücken. So postulierte Hocquenghem, dass die Juden von der übermächtigen Schirmherrschaft ihrer amerikanischen Glaubensbrüder profitiert hätten. Diese Sonderbehandlung der jüdischen Opfer des Nationalsozialismus ergebe sich daher nicht aus ihrem tragischen Schicksal, sondern aus ihrer medialen Dauerpräsenz und ihrem beachtlichen Einfluss in den Hinterzimmern der Mächtigen.

Finkielkraut weist auf ein wiederkehrendes Muster hin: Zunächst erfolgt eine Identifikation mit der jüdischen Opferrolle, die sich dann in einen aggressiven Verdrängungsmechanismus verkehrt. Der Revisionist inszeniert sich als Opfer eines Erinnerungsregimes und stellt sich in die Tradition von Dreyfus, um die moralische Autorität des verfolgten Juden für sich zu beanspruchen. Die anfängliche Anlehnung an das jüdische Leiden schlägt schließlich in Feindseligkeit um, das jüdische Opfer entwickelt sich vom Vorbild zur Bedrohung. Diese Argumentation offenbart eine perfide Täter-Opfer-Umkehr: Juden werden nicht nur als Nutznießer einer hegemonialen Erinnerungspolitik dargestellt, sondern vielmehr als Hindernis für andere Gruppen, die ihrerseits um die rechtmäßige Anerkennung der eigenen Leidensgeschichte kämpfen. Finkielkrauts Analyse legt offen, wie die vermeintlich emanzipatorische Parteinahme für die Unterdrückten in eine aggressive Umkehrung der Erinnerungspolitik mündet – bis hin zur Relativierung oder gar Leugnung der Shoah.

Palästinenser als die wahren Juden

Mit scharfem Blick analysiert Finkielkraut, wie diese Haltung, die sich auch aus einer generellen Tabubruchmentalität der 68er speise, von den nachfolgenden Generationen auf die Spitze getrieben wurde. Er zeigt, dass die Linke seit den 1970er Jahren eine radikale Gleichsetzung aller Opfergruppen betrieb und den Holocaust nicht als singuläres Ereignis begriff. Aus der vermeintlich antiautoritären Skepsis gegenüber einer absoluten historischen Wahrheit sei die radikale Schlussfolgerung gezogen worden, dass es in der Geschichte überhaupt keine objektiven Fakten gebe. Gemäß dieser Denkweise erschien es auch unumgänglich, dass »neue Verdammte« an die Stelle der Juden traten, um das universalistische Narrativ von Gewalt und Unterdrückung konsequent fortzuschreiben.

Die Instrumentalisierung des Opferstatus zeige sich in besonderer Weise in der »palästinensischen Sache«, deren Advokaten gleichermaßen das Erbe der Résistance – als Widerstand gegen die »zionistische Besatzungsmacht« – und das Symbol des gelben Sterns für sich beanspruchten. Der linke Revisionismus sehe in Israel ein kolonialrassistisches und betrügerisches Regime, dessen Legitimität in der westlichen Welt vor allem durch die Gräuel des Holocaust begründet werde. Das Gedenken an das Menschheitsverbrechen werde zunehmend als perfider »Schuldkult« dargestellt, der nicht zuletzt als Alibi missbraucht werde, um von den eigenen Schandtaten des Kolonialismus abzulenken. In dieser Sichtweise wurden die Palästinenser zu den »neuen Juden«, während der jüdische Staat in einer radikalen Umkehrung als das absolut Böse verunglimpft und mit dem Nationalsozialismus gleichgesetzt wurde.

Die Vorstellung, dass Juden als Kollektiv keine eigenen nationalen Interessen verfolgen und im Gegensatz zu anderen nicht an die erlittenen Grausamkeiten erinnern dürfen, während anderen Gruppen genau dies zugestanden wird, betrachtet Finkielkraut als gefährliche Neuauflage des klassischen Judenhasses. Da er bereits 1982 die wesenhafte Verbindung zwischen Antisemitismus und dem Angriff auf die Erinnerung erkannte, warnt Finkielkraut in seinem Buch davor, dass der vermeintlich undogmatische und politisch korrekte Revisionismus mit der Zeit an Einfluss gewinnen wird. Damals sei es den Überlebenden aufgrund der zeitlichen Nähe zu den Ereignissen noch gelungen, diese Rhetorik durch ihre Zeugnisse in Frage zu stellen. Mit dem allmählichen Verblassen des »Hitler-Traumas« werde diese Umdeutung der Geschichte jedoch auf immer weniger Widerstand stoßen.

Der Versuch, die Präzedenzlosigkeit des Holocaust infrage zu stellen, ist heute längst zu einem akzeptierten Bestandteil erinnerungskultureller und politischer Debatten geworden. Dieser Verfall des historischen Urteilsvermögens zeigt sich auch in der Weigerung, das Massaker vom 7. Oktober 2023 und die Bedrohung, der sich Juden in westlichen Gesellschaften durch mehrheitlich muslimische Täter und ihre linken Stichwortgeber ausgesetzt sehen, klar zu verurteilen. Zwischen der Niederschrift von »L'Avenir d'une Négation« und dem Erscheinen der deutschen Übersetzung haben nicht ohne Grund zehntausende Juden ihrer französischen Heimat den Rücken gekehrt.

Alain Finkielkraut: Revisionismus von links. Überlegungen zur Frage des Genozids
ça ira-Verlag, Freiburg 2024, 204 Seiten.
Aus dem Französischen von Christoph Hesse.

[1] Französische Ausgabe von 2019. Zitat aus deutscher Übersetzung aus dem Jahr 2022 mit dem Titel »Ich schweige nicht«, S. 56-57.

[2] Pierre Vidal-Naquet: Un Eichmann de papier. In: Esprit, September 1980; ders.: Les Juifs, la Mémoire et le Présent. Paris 1981, zitiert nach: Finkielkraut S. 95.

[3] Finkielkraut: Ich schweige nicht, S. 56-57.

[4] Guy Hocquenghem: Vorwort zu Heinz Heger vielzitierter Studie: Les Hommes au triangle rose. Paris 1981, S. 9.

Alexandra Bandl ist freie Autorin und lebt in Leipzig.

BEZAHLTE ANZEIGE

Gedenken, ja aber …

In Wels wurde eine Schule nach Elfriede Grünberg, dem jüngsten Holocaust-Opfer der Stadt, benannt. Was ursprünglich gut gemeint war, zeigt für *Marina Wetzlmaier* erneut, wie sehr ehrliches Gedenken in Wels vernachlässigt wird.

Über das Leben von Elfriede Grünberg ist kaum etwas bekannt. Es gibt weder Informationen über ihre schulische Laufbahn noch Fotos von ihr. Bei ihren Mitmenschen soll sie aber einen »liebenswerten« Eindruck hinterlassen haben, schreibt Werner Retzl, Vorsitzender der Welser Initiative gegen Faschismus in einem Text über die Grünberg-Familie.[1] Sicher ist, dass Elfriede Grünberg am 1. April 1929 in Wels geboren wurde und vier ältere Geschwister hatte. Ihr Vater Max Grünberg war 1920 von Rumänien nach Österreich gezogen und führte in Wels ein Textilgeschäft. Nachdem er die Firma 1935 schließen musste und sich die Familie Grünberg in einer existenziellen Notlage befand, brachte sie ein Freund in seinem Gartenhaus in der Knorrstraße 3 unter. Dort wurden im Jahr 2008 drei »Stolpersteine« verlegt. Sie tragen Elfriedes Namen sowie jene ihrer Mutter Ernestine und der Tante Klara Grünberg. Die Familie war von der Gestapo nach Wien gebracht worden, wo sich die Wege trennten. Vater Max dürfte es geschafft haben, nach Shanghai zu emigrieren. Elfriede und ihre Mutter Ernestine wurden 1942 in das Vernichtungslager Maly Trostinez im heutigen Belarus deportiert, wo sie wahrscheinlich am 15. Juni ermordet wurden.

Zusatztafeln statt Umbenennung

Die Welser Initiative gegen Faschismus vergibt seit dem Jahr 2000 in Gedenken an das jüngste Holocaust-Opfer von Wels jährlich den Elfriede-Grünberg-Preis an Personen, die sich gegen Rassismus und Rechtsextremismus sowie für Menschenrechte und Integration einsetzen. Die Initiative fordert außerdem seit Jahren die Benennung einer Straße in Wels nach Elfriede Grünberg. Noch immer tragen stattdessen einige Straßen in Wels die Namen prominenter NS-Verbrecher. Eine Umbenennung wurde zuletzt im Jahr 2023 im Welser Gemeinderat diskutiert (siehe Versorgerin #140). FPÖ, ÖVP und MFG lehnten einen entsprechenden Antrag mit der Begründung ab, aufklärende Zusatztafeln würden reichen. Danach geschah über ein Jahr lang nichts, bis schließlich die Zusatztafeln ohne jegliche begleitende Öffentlichkeitsarbeit installiert wurden. Kurz darauf mussten die Tafeln wieder abgenommen und ausgetauscht werden. Der Grund: Fehler im Text. Eine Geschichte, die stellvertretend für den nachlässigen Umgang der Stadt Wels in Bezug auf den Nationalsozialismus steht. So wie die Zusatzschilder in einer ungeschickten Hau-Ruck-Aktion entstanden, so erfolgte auch die Benennung einer Welser Schule.

»Grünberg Schule« wider Willen

Abseits der öffentlichen Wahrnehmung bekam im Jahr 2024 eine Welser Volksschule den Namen »Grünberg Schule«. Auch dieser Entscheidung liegt ein Antrag im Gemeinderat zugrunde. Alle Fraktionen einigten sich darauf, »eine Schule im Zuständigkeitsbereich der Stadt Wels, bevorzugt eine Mittelschule, entsprechend der rechtlichen Möglichkeiten, nach Elfriede Grünberg zu benennen.«
Ursprünglich sollte es also eine Mittelschule sein mit der Begründung, dass die Benennung einer Schule, die von Schüler:innen im gleichen Alter besucht wird, ein »Zeichen der lebendigen Befassung mit dem Thema« wäre. Elfriede Grünberg war zum Zeitpunkt ihrer Ermordung 13 Jahre alt. Schlussendlich fiel die Wahl jedoch auf jene Schule, die dem letzten Wohnort der Familie Grünberg am nächsten war und damit auf eine Volksschule. Nicht nur räumlich sei damit ein Bezug gegeben. Als Elfriede aus Wels weggebracht wurde, war sie neun Jahre alt, lauteten weitere Überlegungen, die zu dieser Entscheidung führten.

Darüber zeigt man sich in der betreffenden Schule allerdings »nicht glücklich«. Laut dem Direktor sei man vor vollendete Tatsachen gestellt worden. Gedenken werde natürlich unterstützt, aber eine Volksschule habe andere Aufgaben und sei nicht der passende Ort dafür. Grundsätzlich gehöre es ohnehin zum Selbstverständnis der Schule, Toleranz, Gemeinschaft und ein gutes Miteinander zu leben. Einspruchsmöglichkeiten bei der Bildungsdirektion hätte es gegeben, aber die Information darüber kam zu spät, heißt es. Nun weist eine Informationstafel an der Schule auf die neue Namensgeberin hin, mehr jedoch nicht.

Eine Schule bekam also, ohne einbezogen zu werden, einen Namen übergestülpt, für den sich viele Welser Antifaschist*innen ein würdigeres Gedenken wünschen. Hat die Stadt Wels diese Chance mit ihrer Entscheidung verspielt? Der Holocaust wird hierzulande meistens erst in der Sekundarstufe thematisiert, nicht in der Volksschule. War's das also mit der Idee, das Gedenken an Elfriede Grünberg mit Leben zu füllen? Das wirft die Frage auf, ob man mit Kindern im Volksschulalter über die Zeit des Nationalsozialismus und den Holocaust sprechen kann, darf oder soll. Schnell tauchen Bedenken auf, dass es die Kinder überfordern könnte. Schließlich sind die Gräuel und die Verbrechen jener Zeit schon für Erwachsene schwer zu verkraften. Ein Blick auf die Holocaust-Pädagogik könnte Lösungen bieten, um die Situation noch zu retten.

Mit Kindern über die NS-Zeit sprechen?

In der Holocaust-Pädagogik bestehe »breiter Konsens« darüber, dass das Thema auch in der Volksschule behandelt werden soll, sagt Christian Angerer von der Pädagogischen Hochschule OÖ, der auch Historiker in der Gedenkstätte Mauthausen und bei *erinnern.at* ist. Gemeinsam mit seinem Kollegen Jakob Feyerer erstellte er Unterrichtsmaterialien für die Volksschule, die das Buch »Marie aus Linz« von Vera Wagner didaktisch begleiten. Das Buch erzählt die Geschichte von Marie Spitz, einem jüdischen Mädchen aus Linz, das bei ihrer Tante aufwächst. Sie erlebt eine »behütete und glückliche Kindheit«, bis sie 1938 die Volksschule verlassen muss, die Tante ihren Job verliert und die Familie aus der Wohnung geworfen wird. In der Pogromnacht flüchtet die Familie, Marie wird mit einem Kindertransport zunächst nach England gebracht und reist schließlich in die USA. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg erfährt das Mädchen, dass viele ihrer Verwandten im Holocaust ermordet wurden.

Foto: Murcia83 (CC BY-SA 3.0)

Stolpersteine in Wels in Erinnerung an Elfriede Grünberg, ihre Mutter Ernestine und ihre Tante Klara.

(Über-)Lebensgeschichten erzählen

»Wichtig ist bei Biografien nicht nur die Verfolgungsgeschichte zu erzählen, sondern auch das Leben davor und danach. Wie sah das Familienleben der Protagonist:innen aus? Welche Interessen hatten sie? Womit haben sie gerne gespielt?«, sagt Christian Angerer. Als Leitfaden für diese Art der Geschichtsvermittlung an Kinder formulierte die israelische Gedenkstätte Yad Vashem einige Prinzipien. Dazu gehört auch: Überlebensgeschichten auswählen. So wie jene von »Marie aus Linz«. Das bedeutet jedoch nicht, dass der Kontext der Verfolgung und der Massenmorde ausgeklammert werden soll. »Man kommt am Begriff des Holocausts nicht vorbei«, sagt Angerer in einem Studiogespräch auf dorftv. Dennoch stehe nicht die Vernichtungspolitik des Nationalsozialismus im Mittelpunkt. Die Schüler:innen sollen nicht emotional überwältigt werden, aber sie sollen wissen, worum es geht. Es soll klar werden, dass es Verfolgung gegeben hat und warum. »Ich erzähle nicht vom Massenmord, sondern davon, was Ilse erlebt hat«, sagt Gertraud Hoheneder, Volksschullehrerin in Pension, die sich intensiv mit der Holocaust-Pädagogik in der Primarstufe beschäftigte und viele Projekte mit ihren eigenen Klassen umsetzte. Sie ist zudem eine der Autorinnen des Kinderbuchs »Weg von hier …«, das die Geschichte von Ilse Maas erzählt. Hoheneder besuchte Maas mehrmals in Israel und wollte ihr mit dem Buch wieder einen Platz in Linz geben, wo sie ihre Kindheit verbracht hatte. Ilses liebstes Spielzeug war ihre Puppe namens Liesl. Sie liebte außerdem Ausflüge mit ihren Eltern und tanzte Ballett. Eines Tages beobachtete sie vom Fenster aus den Einmarsch der Nationalsozialisten und alles veränderte sich. Einstige Freundinnen durften nicht mehr mit ihr spielen, sie wurde aus der Schule ausgeschlossen und die Familie verlor die Wohnung. Ihre Flucht führte Ilse zunächst nach Wien, dann nach Shanghai. Schließlich wanderte sie 1949 nach Israel aus. Begleitend zu dem Buch »Weg von hier…« ist ebenfalls didaktisches Material für den Unterricht verfügbar.

Einen Rahmen bieten

»Kinder bekommen ohnehin viel mit: in der Familie, in Medien oder durch Gedenkorte in ihrer Umgebung«, sagt Historiker Christian Angerer. Während Kinder im Alltag diesen Erzählungen ohne Einordnung ausgesetzt seien, könne der Unterricht den Rahmen bieten, um wertschätzend und fachlich richtig über das Thema zu sprechen. Gertraud Hoheneder erzählt, dass ihre Schulkinder den Anstoß gaben, um über den Holocaust zu sprechen. Sie unterrichtete in einer Volksschule in Ansfelden. Dort auf der Kremsbrücke erinnert eine Gedenktafel an den Todesmarsch vom April 1945, als die Nationalsozialisten tausende Menschen aus den Konzentrationslagern Mauthausen-Gusen zu Fuß ins 55 Kilometer entfernte Anhaltelager Gunskirchen trieben. Auf der Gedenktafel ist von einer jüdischen Frau und ihrer Tochter zu lesen. Die Mutter brach aus Erschöpfung zusammen und konnte nicht mehr aufstehen. Die SS-Männer erschossen sie vor den Augen des Kindes und warfen die Frau über die Brücke in die Krems. »Die Schulkinder gehen jeden Tag an der Gedenktafel vorbei. Natürlich beschäftigt sie das und sie haben Fragen«, sagt Gertraud Hoheneder.

Gedenken, aber richtig

Für sie war das »der Beginn von ganz viel Neuem«: von Reisen zu Yad Vashem in Israel, von Begegnungen mit Zeitzeug:innen und von Weiterbildungen. An der PHOÖ werden in unregelmäßigen Abständen Fortbildungen angeboten – zuletzt auf Initiative von *erinnern.at* mit rund 20 teilnehmenden Lehrpersonen. Auch Hoheneder bietet Weiterbildungen an, etwa in Graz und Innsbruck, und arbeitet noch in ihrer Pension mit Lehrpersonen zusammen, die sich für das Thema engagieren. Sie betont, dass es darum geht, die Kinder zu sensibilisieren, aber nicht zu überfordern. Sie selbst führte ihre Schulklassen schrittweise heran, beginnend bei den Themen Selbstwahrnehmung und Toleranz, über die Geschichte der eigenen Gemeinde bis zur konkreten Arbeit anhand einer Biografie. »Es geht um empathisches Lernen, nicht um einen vorgezogenen Geschichtsunterricht«, sagt Hoheneder. Mit einer ihrer Klassen beteiligte sie sich an einem schulübergreifenden Gedenkprojekt in Gusen, das von der US-amerikanischen Künstlerin Karen Finley betreut wurde. Die Schüler:innen gestalteten Herzen aus Ton und stellten sie am Kinder-Denkmal in Gusen zu einem großen Herz zusammen. »Meine Klasse war sehr offen und sensibilisiert«, schwärmt Hoheneder. Auch zum Gedenken an die Kinder aus dem KZ Mauthausen gestalteten sie kleine Kunstwerke: Die Schüler:innen überlegten sich, was die Kinder damals interessiert hatte und bemalten für je ein Kind einen Stein. Ein Junge malte zum Beispiel einen Fußball. »Gedenken mit den Kindern ist wichtig, aber im richtigen Sinne. Es braucht Anknüpfungspunkte«, betont Hoheneder. Womöglich kann also auch eine »Grünberg Schule« in Wels eine Chance sein.

Links zu Lernmaterialien:

https://www.weg-von-hier.at/
https://www.erinnern.at/lernmaterialien/lernmaterialien-kuratisch

[1] *https://ku-linz.at/fileadmin/user_upload/Forschung/Jaegerstaetter-Institut/GB_2020_Gruenberg_Elfriede.pdf*

Marina Wetzlmaier ist freie Journalistin und lebt in Wels/OÖ.
wetzlmaier.wordpress.com

Poet und Partisan

Richard Wall zur Aktualität von René Char, mit einer Empfehlung von »Feuillets d'Hypnos / Aufzeichnungen aus dem Maquis 1943 – 1944«.

Die Renaissance des Faschismus in Europa lässt mich den Kopf schütteln über den Hang zur Selbstbeschädigung eines Teiles der Bevölkerung, die dieser Ideologie in freien Wahlen (!) zum Aufstieg verhilft. Es ist, als ob diese Leute noch nie von der Tatsche gehört hätten, dass Faschismus geistige Knebelung, Missachtung der Menschenrechte und letztlich Krieg bedeutet. Der Verzweiflung nahe möchte ich an den 1907 geborenen René Char erinnern; er gehörte bis 1938 zum Kreis der Surrealisten um André Breton und Paul Eluard und ging nach der Kapitulation Frankreichs gegen die mit den Nazis kollaborierende Vichy-Regierung auf Konfrontation. Als auch Südfrankreich von den Nazis besetzt wurde, setzte er sich mit einer Gruppe Maquisards klug wie tatkräftig für die terrorisierte Bevölkerung ein und half mit, die Invasion der Alliierten von Algerien aus vorzubereiten. Was die Zeit danach betrifft, wusste er: »Die Implantation« des Dämonischen kann nicht ungeschehen gemacht werden. Was einmal in die Welt gesetzt wurde, bleibt. Char hat sowohl im Sprachgebrauch wie im politischen und kulturpolitischen Handeln radikale Positionen bezogen. Auf meine Art aktualisiert habe ich meinen Zugang zu ihm durch Besuch seiner provenzalischen Geburtsstadt L'Isle-sur-la-Sorgue und durch Wanderungen in der Vaucluse, die seine Dichtung geprägt hat.

Das literarische Vermächtnis der Jahre im Maquis

Es mag vor etwa 20 Jahren gewesen sein, als ich auf den hierzulande kaum bekannten Namen René Char aufmerksam wurde und ich mir einige seiner Bücher kaufte. Zu den bedeutendsten zählt gewiss *Hypnos / Feuillets d'Hypnos / Aufzeichnungen aus dem Maquis 1943 – 1944*, erstmals 1946 von Albert Camus herausgegeben. Char war ein Poet, der wie kaum ein anderer französischer Schriftsteller sein Leben riskierte. Er kämpfte weniger einem abstrakten »Vaterland« zuliebe – ihm war stets die konkrete Region der Vaucluse wichtiger – als für die Freiheit und eines seiner Pflichten bewussten Humanismus, wie er zu Beginn seiner Aufzeichnungen festhält:

»[...] Ihre Niederschrift erfolgte in der Angespanntheit, im Zorn, unter Ängsten, im Eifer, im Ekel, inmitten von Listen, heimlicher Sammlung, Zukunftsillusionen, Freundschaft, Liebe. Womit gesagt ist, in welchem Maße die Ereignisse mitsprechen. [...] Das hier Aufgezeichnete berichtet vom Widerstand eines seiner Pflichten bewussten, in bezug auf die ihm innewohnenden Kräfte Zurückhaltung übenden Humanismus, eines Humanismus, der das Unbetretbare als Spielraum freihalten möchte für die Phantasie seiner Sonnen und der entschlossen ist, den Preis dafür zu zahlen.«

In meiner Taschenbuchausgabe von HYPNOS ist auf S. 6 eine Postkarte reproduziert: Ein antiker Hypnos-Kopf, handschriftlich von Char mit diesen Worten eingerahmt: »Hypnos ergriff den Winter und kleidete ihn in Granit. Der Winter wurde zu Schlaf, Hypnos zu Feuer. Das Weitere ist Sache der Menschen.« Mit dieser Metamorphose, die mit dem letzten Satz der Menschen Pflicht zur Tat ins Spiel bringt, werden die 237 Aufzeichnungen, von keinem Geringeren als Paul Celan ins Deutsche übertragen, eingeleitet.

»Das Weitere ist Sache der Menschen.« Dieser schlichte Satz, diese Aufforderung, bestimmt das Leben von »Hypnos« und das seiner Gefährten (für die *Section Atterisage-Parachutage* angeworben, die die Landung der Alliierten vorbereiten soll, wurde dann aus »Hypnos« der vom makedonischen Heerführer abgeleiteter Deckname Capitaine Alexandre).

So bekommt Léon Saingermain, alias Pierre Zyngerman (auch seine Gefährten agieren unter Decknamen) von seinem Vorgesetzten Anweisungen für die Sicherung der »Homodépôts«; befestigte Bodenstationen, in denen die Maquisards das Landen und Starten der alliierten Flugzeuge organisieren. Diese »Regeln« evozieren beim heutigen Leser eine Vorstellung vom Leben im Untergrund. Mit wenigen Abstrichen sind sie auch als Maxime für ein ziviles Leben vorstellbar. Mit »L.S.« ist Léon Saingermain gemeint:

»LS: Dank für *Homodépôt Durance 12*. Tritt heute Nacht in Funktion. Darauf achten, dass die dem Gelände zugeteilten jungen Leute sich nicht allzuoft in den Straßen von Duranceville sehen lassen. Mädchengesellschaft und Cafés gefährlich, wenn länger als eine Minute. Dennoch die Zügel nicht zu straff anziehen. Kein Einander-Bespitzeln in der Gruppe. Keine Verbindungen mit nicht zu unserem Netz Gehörenden. Großsprecherei stoppen. Bei Überprüfung von Nachrichten stets zwei Quellen. Im Auge behalten, dass in den meisten Fällen fünfzig Prozent Schwärmerei. Die Leute darin unterweisen, die Augen offen zu haben, genau zu berichten, die Arithmetik der Situation zu erfassen. Umlaufenden Gerüchte erst sammeln, dann synthetisieren. Treffpunkt und Briefkasten beim ›Weizenfreund‹. Möglichkeit Aktion Waffen-SS gegen Ausländerlager in Les Mées, mit Übergreifen auf Juden und Résistance. Spanische Republikaner äußerst gefährdet. Müssen unverzüglich gewarnt werden Eigene Teilnahme an Kampfhandlungen möglichst vermeiden. *Homodépôt* sakrosankt. Bei Alarm sich zerstreuen. Außer um Kameraden zu befreien, Feind niemals Vorhandensein merken lassen. Verdächtige abfangen. Ich vertraue ihrem Urteil. Lager wird niemals gezeigt. Kein Lager vorhanden, nur Kohlenmeiler, die nicht rauchen. Keine ausgehängt Wäsche, wenn Flugzeuge; alle Mann unter Bäumen oder im Gebüsch. Außer dem ›Weizenfreund‹ und dem ›Schwimmer‹ wird niemand in meinem Auftrag zu Ihnen kommen. Härte und Aufmerksamkeit Ihren Leuten gegenüber. Disziplin, in Freundschaft gebettet. Bei der Arbeit immer ein paar Kilo mehr als jeder von ihnen, doch ohne sich darauf etwas einzubilden. Merklich weniger essen und rauchen als die andern. Keinen bevorzugen. Lügen nur dann dulden, wenn improvisiert oder absichtslos. Keine Zurufe aus der Entfernung. Auf saubere Körper und saubere Wäsche achten. Sie sollen lernen, mit leiser Stimme zu singen, keine Melodien zu pfeifen, die einen verfolgen, die Wahrheit so zu sagen, wie sie auf einen zukommt. Nachts am Wegrand entlanggehen. Ihnen die Vorsichtsmaßregeln andeuten, aber ihnen das Verdienst lassen, sie selbst gefunden zu haben. Wetteifern ist ausgezeichnet. Monotonen Gewohnheiten entgegenwirken und solche anregen, die man selber ungern dahinschwinden sähe. Und schließlich: die Menschen lieben, die sie lieben, im selben Augenblick wie sie. Addieren Sie, dividieren Sie nicht. Hier geht alles gut.
Herzlich. HYPNOS.«

Foto: Public Domain

Char mit Katze, 1941

Konkrete Handlungsrichtlinien wie diese (Eintrag 87) wechseln mit lyrischen Notizen oder Reflexionen zur Poesie: »Die Fluglinie des Gedichts. Sie müsste einem jeden *sinnlich wahrnehmbar* sein.« (98) Zwischendrin dieser Satz: »Es gibt eine Art Menschen, die stets den eigenen Exkrementen voraus sind.« (28) Ein Satz, der verlockt, Namen der gegenwärtigen politischen und ökonomischen Klasse zu nennen.

Dazwischen eingefügt sind kurze Porträts der Freunde: »*Archiduc* eröffnet mir, dass er seine innere Wahrheit entdeckte, als er zur Résistance stieß. Vorher war er ein Akteur seines Lebens gewesen, missvergnügt und argwöhnisch. Die Unaufrichtigkeit vergiftete ihn. Eine unfruchtbare Traurigkeit breitete sich über ihn. Jetzt *liebt er*, gibt er sich aus, ist er beteiligt, geht er nackt, fordert er heraus. Ich schätze ihn sehr, diesen Alchimisten.« (30)

Char berichtet aber auch von ermordeten Kampfgefährten, so von Émile Cavagni; im Epitaph über ihn heißt es: »Ein Mann ohne theoretische Bildung, aber großgeworden unter Schwierigkeiten, von einer Güte, die immer auf beständig stand, unfehlbar in seinen Diagnosen. [...] In meiner Liebe zu ihm war nichts Überschwengliches, nichts, das zu schwer wiegen konnte. Sie war unerschütterliches Zu-ihm-Stehen.« (157)

Nicht weniger zu Herzen geht ihm die Hinrichtung des 23-jährigen Dichters Roger Bernard. Im väterlichen Betrieb hatte er das Druckerhandwerk gelernt, »aber die Poesie – die gesamte Poesie – zog ihn schon sehr früh an. [...] Er schließt sich dem Maquis im Tal des Calavon an, eines Gebirgsbaches, an dem kampferprobte, schweigsame Menschen wohnen. Seine junge Frau, Lucienne, teilt sein unsicheres Leben. Zwischen zwei Sabotageakten liest er mir seine Gedichte vor und spricht mit mir über seine Pläne.« Auf dem Weg zum gemeinsamen Versteck wird er am 22. Juni 1944 von einer deutschen Patrouille gefasst, kann noch den Zettel mit der Botschaft schlucken, wird anschließend gefoltert und erschossen.

Einer der längsten Texte ist die Darstellung einer Razzia im Dorf Céreste: »Man warf die Einwohner aus den Häusern, befahl ihnen, sich auf dem Dorfplatz zu versammeln. Schlüssel hatten steckenzubleiben. Ein Alter, der, harthörig, den Befehl nicht schnell ausgeführt hatte, sah nun, wie eine Bombe ihm die vier Wände und das Dach seiner Scheune in die Luft blies. [...]« – Char befand sich in seinem Versteck im Dorf, die SS suchte nach ihm, doch niemand verriet ihn, auch nicht der Maurergeselle, der mit eingesammelten Kaninchenfallen das Dorf betrat, befragt und gefoltert wurde. Als die Frauen des Dorfes, Kinder und Greise der SS entgegenströmten, verließ diese irritiert das Dorf. »Den Maurer ließ man für tot liegen. Schäumend vor Wut, bahnte sich die Streife einen Weg durch die Menge [...]. Mit unendlicher Vorsicht sahen angsterfüllte, gütige Augen jetzt zu mir herüber, huschten die Blicke, dem Strahl einer Lampe gleich, über mein Fenster hin. Ich trat halb hinter dem Vorhang hervor, ein Lächeln löste sich von meiner Blässe ab. Mit tausend Fäden des Vertrauens hing ich an diesen Menschen; kein einziger sollte jemals abreißen.

Unbändig habe ich sie an jenem Tag geliebt, meine Mitmenschen, weit über alle Aufopferung hinaus.« (128)

Die vergiftete europäische Zivilisation

Die Hoffnungen auf eine bessere und gerechtere Welt all derer, die im Widerstand lebten, die ihr Leben riskierten, erwies sich als Chimäre. In der Notiz 220 spricht der Dichter dies an. Er sah voraus, wie für Jahre durch den Faschismus, durch Kollaboration und Selbstbetrug die europäische Zivilisation vergiftet sei: »Unsere bequeme Einmütigkeit, unser Gerechtigkeitshunger: sie werden sich, ich fühle es voraus, als recht kurzlebig erweisen, wenn das uns im Kampf verknüpfende sich gelöst hat. Auf der einen Seite bereitet man sich darauf vor, das Abstrakte zu fordern; auf der anderen wiederum wird blindlings all das verworfen, was dazu beitragen könnte, das menschliche Dasein in unserer Zeit zu erleichtern und den Menschen mit zuversichtlichem Schritt auf seine Zukunft zuhalten zu lassen. [...]« – Und er setzt fort: »Die Phantome erteilen Rat um Rat, statten Besuch um Besuch ab – Phantome, deren empirische Seelen ein einziger Haufen von Schleim und Neurosen sind.«

Dachte er an die Situation, als man ihn aufgrund eines Befehls mit einer Spitfire aus dem Maquis nach Algier ausflog, und er erleben musste, wie falsch das Leben der Partisanen eingeschätzt wurde? – Char wird zu einem Treffen mit General de Gaulle in Algier befohlen. Die triviale Eröffnung des Gesprächs durch den General mit den Worten: »Monsieur, sind wir gut angekommen?« macht Char wütend, und als de Gaulle wissen möchte, wie er, Char, die Kräfte des Maquis einschätze, antwortet er aufgrund der Gefahren, denen sie täglich ausgesetzt sind: »Die Kunst besteht darin, sich unsichtbar zu machen.«

Nach dem Gespräch, auf der Straße, rief Char empört zu den Kameraden, die ihn begleitet haben: »Welch ein Idiot!« – Dies war die erste und einzige Begegnung der beiden, sie finden keine gemeinsame Sprache. Char lehnt nach dem Krieg auch alle Auszeichnungen sowie ein weiteres Treffen mit de Gaulle ab.

Vor seiner Abreise nach Algier versteckte Char sein Notizheft in einem Mauerloch in Céreste. Nach der Befreiung beginnt er mit der Überarbeitung, mit dem Kürzen und Komprimieren der flüchtig notierten Sätze. Er schreibt 1948 in einem Brief an Francis Curel, der das KZ Mauthausen überlebt hat: »Wir sind Partisanen, um nach dem Brand die Spuren zu verwischen und das Labyrinth zu vermauern. [...] Die Strategen haben damit nichts gemein. Die Strategen sind die Plage der Welt und ihr schlechter Atem. [...]«

Diese Einschätzung korrespondiert für mich mit der Notiz Nr. 7: »Dieser Krieg wird über alle platonischen Waffenstillstände hinaus fortdauern. Die Implantation der politischen Begriffe wird weitergehen, kontradiktorisch, inmitten von Konvulsionen und unter dem Deckmantel einer ihrer Rechte sicheren Scheinheiligkeit. Man lächle nicht. Sondern tue alle Skepsis und Resignation ab und bereite seine sterbliche Seele darauf vor, es intra muros mit Dämonen aufzunehmen, kalt und Mikroben gleich.«

Richard Wall ist Schriftsteller, bildender Künstler und Übersetzer. 2019 erschien im Rahmen der Reihe »Archive Extended« der Band »Persönliches Archiv – Erinnerungen an die STWST 1979 – 1991«, herausgegeben von der Stadtwerkstatt.

Warten auf die Rebellion

Sowohl in Österreich als auch in Deutschland lässt die Umsetzung der UN-Behindertenrechtskonvention zu Wünschen übrig. Ein vorläufiges Fazit von *Frédéric Valin*.

Im Februar 2025 jährte sich die Ratifizierung der UN-Behindertenrechtskonvention (BRK) in Deutschland zum sechzehnten Mal; ein Jahrestag, der größtenteils unbemerkt vorüberzog. Es gab kaum Artikel zum Thema, keine Titelseiten, keine öffentliche Debatte. Und das, obwohl sowohl in Österreich als auch in Deutschland im Jahr davor die Prüfberichte veröffentlicht wurden, die Fort- und Rückschritte in der Umsetzung der BRK dokumentierten: Material wäre also massenhaft vorhanden.

Dabei beginnt die Geschichte der Behindertenrechtskonvention ausgesprochen erfolgreich. Nachdem sie 2006 in der UN-Generalversammlung verabschiedet wird, ist sie in der gesamten Geschichte der Vereinten Nationen jene Menschenrechtskonvention, die in kürzester Zeit von der größten Anzahl an Staaten unterzeichnet wird. Gerade Österreich rühmt sich regelmäßig damit, die Konvention als erstes unterzeichnet zu haben:

Das könnte auch als Hinweis auf ihre Unverbindlichkeit gelesen werden, aber das Gegenteil ist der Fall: Die BRK schreibt einen Paradigmenwechsel in der Behindertenpolitik fest, der nichts weniger sein will als eine Revolution von oben. Sie etabliert ein ganz neues Verständnis von Behinderung: das sogenannte menschenrechtliche Modell.

Zentral für dieses Modell ist der Begriff der Inklusion, der die Leitidee der Integration ablösen soll. Das Ideengebäude der Integration geht von einer normativen Gesellschaft aus, in die hineinintegriert werden soll; es existiert in diesem Konzept eine Leitkultur des Normalen als gesellschaftliche Hauptströmung, an der sich alle Abweichenden zu orientieren haben. Inklusion hingegen versucht, Norbert Elias' Idee der »Gesellschaft der Individuen« Rechnung zu tragen: Nicht das Individuum ist verpflichtet, sich möglichst in die gesellschaftliche Normalität einzupassen, sondern Gesellschaft und (als eine ihrer Gestalterinnen) die Politik sind verpflichtet, die freie Entfaltung der bisher als abweichend Stigmatisierten zu gewährleisten. Der Blick verschiebt sich von den allgemeinen Normen auf die persönlichen Kompetenzen.

Praktisch bedeutet dies eine Aufhebung der lebensweltlichen Trennungen: Alles, was öffentlich ist oder teilöffentlich, soll allen zugänglich sein. Das gilt – um einige Beispiele herauszugreifen – für das Schulsystem, das sich auch Kindern mit Hilfebedarf öffnen soll, statt sie in sonderpädagogische Einrichtungen abzuzweigen; das gilt für offenere Wohnformen wie beispielsweise Wohngemeinschaften, die die Heimunterbringungsstruktur ablösen soll. Und es gilt auch für den Arbeitsmarkt, der in vielen Ländern ein Werkstättensystem hervorgebracht hat, in dem Menschen mit Behinderung nominell auf die Integration auf den ersten Arbeitsmarkt vorbereitet werden sollen.

Bild: Archiv Behindertenbewegung

Nominell, weil das Werkstättensystem diesem Anspruch nicht nur nicht gerecht wird, sondern ihn auch unterläuft. In Deutschland ist das Werkstättensystem ein Wirtschaftszweig, der jährlich 8 Milliarden Euro umsetzt und an die 320.000 Menschen beschäftigt. Diese Menschen gelten als »nicht erwerbsfähig« und haben entsprechend auch nicht die Rechte von Arbeitnehmer*innen: Das durchschnittliche Entgelt beträgt um die 1,45 Euro die Stunde. Dem Integrationsanspruch, dem die Werkstätten verpflichtet sind, kommen sie nicht nach: Seit Jahrzehnten liegt die Quote jener, die aus diesem System wieder in den ersten Arbeitsmarkt kommen, bei unter einem Prozent. Wer einmal in dieses System gerät, kommt kaum noch wieder heraus. Und der Bereich wächst. Inzwischen werden immer mehr Menschen mit seelischen Behinderungen in das System eingespeist; nicht selten Menschen, die der erste Arbeitsmarkt in das Burnout getrieben hat.

In Österreich ist die Lage noch etwas schlimmer, denn dort zahlen die ungefähr 28.000 Werkstättenbeschäftigten weder in die Kranken- und Unfallversicherung noch in die Rentenkasse ein und erwerben entsprechend keine Ansprüche. Das Lohnniveau liegt zwischen 35 und 140 Euro im Monat. Die Bundesregierung kündigte im Dezember 2023 an, das System umzustellen, so dass alle Werkstättenbeschäftigten nach Kollektivvertrag entlohnt werden sollen. Allerdings entstünden dadurch den Ländern Mehrkosten in Höhe von 400 Millionen Euro, die sie aktuell nicht zu zahlen bereit sind. Da spiegelt sich ein Problem, das in fast allen Bereichen der Inklusion in Österreich existiert: Die Länder fühlen sich nicht zuständig. Inklusion ist in ihren Augen Sache des Bundes, vor allem, wenn sie Geld kostet. Oder, um es mit den Worten des Prüfberichtes zu sagen: »Der Ausschuss stellt mit Besorgnis fest, dass die im Übereinkommen verankerten Grundsätze und Rechte sowie die Verpflichtungen der Vertragsstaaten nach dem Übereinkommen nicht ausreichend bekannt zu sein scheinen, insbesondere bei den Landesregierungen.« Das ist 15 Jahre nach der Ratifizierung nett gesagt: Der Schluss, dass den Landesregierungen die Menschenrechte weniger wichtig sind als ihr Budget, liegt mindestens genauso nahe.

Österreich liefert auch ein besonders markantes Beispiel dafür, warum es sinnlos ist, das Thema Inklusion in Fachgremien auszulagern: Denn auch für Menschen mit Behinderung, die am ersten Arbeitsmarkt tätig waren, hat sich die Lage deutlich verschärft. 2020 waren 82.000 Menschen mit sogenannten »gesundheitsbedingten Vermittlungsschwierigkeiten« arbeitssuchend gemeldet, das waren fast 20 Prozent mehr als im Vorjahr. Was genau der Hintergrund dieses Anstiegs ist, ist nicht sicher zu bestimmen: Die genauen Zahlen werden nicht erhoben. Was man nicht sieht, kann auch nicht skandalisiert werden.

Der ganze Bericht über die aktuelle Situation von Menschen mit Behinderungen konstatiert in fast allen Bereichen Stagnation oder sogar Rückschritte; besonders gravierend fallen diese Rückschritte im Schulsystem aus. Mit dem Bildungsreformgesetz von 2017 wurde die Segregation von behinderten und nichtbehinderten Kindern weiter festgeschrieben, auch und sogar im Kindergartenbereich. Absurderweise wurde das Gesetz damals als Türöffner für mehr und bessere Inklusion angepriesen.

Sowohl für Deutschland als auch für Österreich stellen die Prüfberichte gravierende Mängel nicht nur in der Umsetzung einzelner Maßnahmen fest, sondern in der grundsätzlichen Haltung überhaupt. Österreich habe, heißt es, »ein problematisches Verständnis internationaler menschenrechtlicher Verpflichtungen. Internationale Menschenrechtsverpflichtungen werden tendenziell eher als ‚Kann-Bestimmungen' oder gar als Luxus wahrgenommen.« Es dominiere nach wie vor der Wohltätigkeitsgedanke, der Menschen mit Behinderung nicht als Gleiche ansieht, sondern als Objekte paternalistischer Fürsorge und christlicher Nächstenliebe behandelt.

Dass sich an dieser gesellschaftlichen Haltung etwas grundlegend ändert, ist angesichts der wirtschaftlichen Krise und des Rechtsrucks in ganz Europa unwahrscheinlich. Die Pandemie hat gezeigt, wie schnell in einer akuten Krisensituation die Unterscheidung zwischen »normal« und »behindert« gezogen wird und auch welche fatalen Auswirkungen das hat. Es wurde in sehr kurzer Zeit eine neue Kategorie der Behinderung etabliert, die sogenannten Risikogruppen. Auch sie waren Opfer einer wohltätig ausgerichteten Politik, die nominell zumindest für eine kurze Zeit ihren Schutz zu gewährleisten suchte. Sobald aber die Impfung verfügbar war, sollte die präpandemische Normalität wieder etabliert werden, auch wenn das die existenzielle Gefährdung jener sogenannten Risikogruppen beinhaltete. Die wurden dann weitestgehend sich selbst überlassen.

Beim Versuch, ein fortschrittliches, humanistisches Verständnis von Behinderung zu etablieren, droht die Behindertenrechtskonvention gerade am passiven Widerstand der mittleren und unteren politischen Ebenen, an der Mutlosigkeit der Bundesebene und der Gleichgültigkeit in der Gesellschaft insgesamt zu scheitern. Zynisch gesagt scheint es, als wäre die Behindertenrechtskonvention nur ein Stück Papier, das man halt unterschrieben hat, damit mal Ruhe ist.

Andererseits formiert sich seit einigen Jahren auch vermehrt Widerstand gegen den Stillstand. Weil sich beispielsweise die Akademie der Bildenden Künste in Wien weigert, ihren Haupteingang barrierefrei zu gestalten, zog sich 2022 ihr Student Philipp Muerling vier Mal die Woche am Treppengeländer empor. In Folge hat die Universität einen Wettbewerb zum barrierefreien Umbau ausgeschrieben – die Einreichungen wurden Mitte Januar 2025 präsentiert.

Foto: Norbert Nischalke / Archiv Behindertenbewegung

Busblockade durch den Spontanzusammenschluss Berlin 1987

Die Aktion erinnert an die äußerst erfolgreichen Anfänge der Behindertenrechtsbewegung: Die sogenannte Krüppelbewegung nahm ihren Anfang, als 1974 eine Gruppe Aktivist*innen um Gusti Steiner die Frankfurter Straßenbahn blockierte, weil jene absolut nicht rollstuhlgerecht war. Die Krüppelbewegung war sehr erfolgreich darin, ein gesellschaftliches Bewusstsein dafür zu schaffen, dass behinderte Menschen kein Abfall sind. Sie fällt in eine Zeit, in der in Europa Mütter für Kindsmorde freigesprochen wurden, weil ihr getötetes Baby behindert war, und in der einer Frau eine Entschädigung zugesprochen wurde, weil sie im Urlaub im gleichen Hotel wie eine Gruppe behinderter Menschen untergebracht war. Die Demonstration, die diesem Frankfurter Skandalurteil 1980 folgte, ist bis heute die größte im deutschsprachigen Raum.

Die Krüppelbewegung hat viele grundlegende Rechte für Behinderte miterfochten und war eine der Wegbereiterinnen der BRK. Obwohl die BRK nur unzureichend umgesetzt wird, ist sie nicht wirkungslos geblieben. Aktuell wurden und werden auch in Österreich ein halbes dutzend Gesetzesinitiativen umgesetzt, die den Gewaltschutz, die Gleichstellung und die Barrierefreiheit verbessern sollen.

Die BRK hat auch Aktivist*innen und zivilgesellschaftlichen Initiativen den Rücken gestärkt, die für die Menschenrechte streiten. Nennenswerte Fortschritte sind in Österreich vor allem das 2018 eingeführte Erwachsenenschutzgesetz, eine Anpassung des Gleichstellungsgesetzes, die Verabschiedung des Inklusionspakets 2017 und Verbesserungen in der Barrierefreiheit. Die praktische Umsetzung ist ein Problem, weil beispielsweise die Justiz alles andere als barrierefrei ist. Aber theoretisch gibt es so etwas wie kleine Schritte nach vorne. Die aber freilich eingeholt werden von einer rauer werdenden Wirklichkeit. Nichtsdestotrotz wissen Behinderte inzwischen auch in Österreich, dass sie mehr wert sind als Opfer einer Barmherzigkeit; der Revolution von oben folgt die Rebellion von unten. Das ist ein Grund zu feiern, und zwar so lange zu feiern, bis diese Rebellion erfolgreich gewesen ist.

Frédéric Valin ist Autor und Pfleger. Im ersten Jahr der Pandemie veröffentlichte er mit den »Pflegeprotokollen« 21 Berichte aus den sozialen Berufen, anschließend erschien sein autofiktionaler Roman »Ein Haus voller Wände« über seine Tätigkeit in einer Wohngruppe für Menschen mit sogenannter geistiger Behinderung. Er lebt in Berlin.

Der letzte linke Kleingärtner, Teil 17

Von Roland Röder

Der Komposthaufen: Mitte des Universums

Der Kleingarten hat zwei Zentren. Erstens mich und zweitens den Komposthaufen. Beide Zentren sind wahre Wundertüten, am meisten aber der Komposthaufen, der ein Ort der Verwandlung par excellence ist. Um Letzteren tanzt ein Kleingärtner wie ein Götzendiener ums goldene Kalb und bringt ihm reichlich Opfergaben. Er wirft wertloses Zeugs – Blätter, kleine Äste, Pflanzenreste etc. drauf – wartet ein paar Monate und aus dem Abfall wird das Gold für den Garten: wertvoller, nährstoffreicher, humushaltiger Boden, den der Kleingärtner das ganze Jahr über in den Garten einarbeitet. Je nachdem, wie viel Kompost zu welcher Jahreszeit verfügbar ist. Kann man zu viel Kompost haben? Genauso gut könnte man fragen, ob man zu viel Intelligenz haben kann. Nein, man hat nie genug.
Manchmal wünsche ich mir in der Parteipolitik und in den öffentlichen Diskussionen einen ähnlichen Verwandlungseffekt. Was wäre, wenn man in Österreich wie in Deutschland all die parteipolitischen Aufgeregtheiten über die Dummheit des politischen Gegners und das Gerede über das vermeintlich von Migranten so bedrohte Europa einfach auf den Komposthaufen werfen könnte. Nach ein paar Monaten würde man Gold erhalten oder, wie es der ehemalige deutsche Bundeskanzler Helmut Kohl mal ausdrückte, »blühende Landschaften« (er meinte den Osten der Republik). Mensch, was würde ich mir feist und vor Glück grunzend auf die Schenkel schlagen. Ich würde gar einen Schritt weiter gehen und mir ein paar Premium-Parteipolitiker einfangen, sie in ein Gehege setzen – mit Gittern aus lokal hergestelltem Stahl (sehr regional und bald CO_2-frei) – und mich diebisch über ihre Aufgeregtheiten freuen, die sie nonstop produzieren und die ich dann nur noch auf das mittlerweile weltumfassende System von Komposthaufen bringen muss, die ich ebenfalls in Gitterstäbe aus EU-Stahl einfassen würde. Damit dieser Quell meiner Reichtumsvermehrung nie versiegt, würde ich die zweibeinigen Herdentiere ordentlich füttern mit ihren eigenen verbalen und schriftlichen Ausscheidungen der letzten Jahre. Denn nur wer gut isst, kann gut arbeiten.

Auch wenn ich als Kleingärtner lapidar sage, dass man vom Kompost nie genug haben kann, müsste die Welt doch bei genauer Betrachtung an Kompost regelrecht ersticken. Wenn, ja, wenn es gelänge, allen sprachlichen wie schriftlichen Bullshit der weltweiten Kaste der Parteipolitiker:innen und Autokrat:innen auf dem Komposthaufen landen zu lassen. Das hätte zwei Riesenvorteile und wäre für mich eine Win-Win-Situation: Der Müll selbst und vor allem seine gigantische Menge wären ökologisch entsorgt und würden fortan Teil der gar nicht mal so schlechten Kreislaufwirtschaft werden. Gleichzeitig würden Kleingärtner dadurch ein Werk der Integration vollziehen, indem sie den enormen Müll all der schrulligen Gestalten wie Putin, Bolsonaro, Trump, Orban, Le Pen, Meloni, Erdogan, Kickl, Weidel und wie sie alle heißen mögen, rückstandsfrei entsorgen und ihre Verursacher damit wieder zu vollwertigen Mitgliedern der Gemeinschaft machen. Der zweite Vorteil liegt auf der Hand: Sie könnten noch so viel Mist produzieren, durch die Verwandlungskünste des Komposthaufens und die organisatorische Regelkompetenz von uns Kleingärtnern, bliebe alles im grünen Bereich und die ganze Menschheit würde von dem Unfug der genannten Gestalten profitieren und nicht darunter leiden.

So stelle ich mir eine ökologische Kreislaufwirtschaft vor, die der Menschheit nützt – wir Kleingärtner haben zwar keine Arbeiterklasse im Visier, dafür aber gleich alle Menschen auf Erden – und geräuschlos alle Streitigkeiten löst. Und als kleines ökonomisches Bonbon könnte unsere EU-Stahlindustrie fleißig Gitterstäbe produzieren für die Einhegung der riesigen Kompostberge. So hätte die Menschheit mit uns Kleingärtnern im Zentrum zumindest eines ihrer relevanten Probleme gelöst und dann Zeit, zu neuen Ufern aufzubrechen, beispielsweise alle Menschen satt zu machen, weil doch seit Jahren genügend Lebensmittel für alle produziert werden. Eigentlich. Und klar, Chef von uns Kleingärtnern, die die weltumspannende Logistik zur Rund-um-die-Uhr-Aufrechterhaltung der permanenten Kompostproduktion am Laufen halten, wäre ich. Wer sonst? Mein Konto würde sich dabei unentwegt vergrößern. Ich wäre dann die personifizierte nachhaltige Geldanlage und würde ökologisch korrekt in – na in was denn? – die nächsten Komposthaufen investieren. Bis, ja bis, die Welt ökologisch korrekt am Kompost regelrecht erstickt. Mir soll es recht sein. So würde die Welt langsam zusammen wachsen zu einem einzigen Komposthaufen. Und da man dem Müll seine Herkunft nicht ansieht, würde ich die zum Teil ebenfalls wenig geistreichen Ausscheidungen mancher Nicht-Regierungsorganisationen (NGOs) ebenfalls via Komposthaufen entsorgen – direkt neben den Ausscheidungsprodukten der Autokrat:innen. Das wäre die ökologische Vollendung. Mehr Ökologie geht nicht.

Drei Praxistipps zum Komposthaufen:
1. Schimpfe nie über ihn.
2. Grüße ihn freundlich.
3. Sei zärtlich zu ihm.

Roland Röder ist Geschäftsführer der Aktion 3.Welt Saar e.V. (www.a3wsaar.de)*, einer allgemeinpolitischen NGO in Deutschland, die bundesweit arbeitet, u.a. zu Landwirtschaft, Asyl, Migration, Islamismus, Antisemitismus, Fairer Handel. Er mag den Begriff »Hobby« nicht und lebt einen Teil seines Lebens als aktiver Fußballfan. Die Gartenkolumne erscheint auch in der Luxemburger Wochenzeitung WOXX.*

Freifahrtschein für Kunst- und Kulturerlebnisse

Die Linz-Kulturcard-365 öffnet Türen

Für Kunstschaffende, Freigeister und Kreative bietet die Linz-Kulturcard 365 eine günstige Möglichkeit, die vielfältige Kulturszene der Stadt tiefgehend zu erforschen. Ob Ars Electronica Center, Lentos Kunstmuseum, Francisco Carolinum, OK Linz, Nordico Stadtmuseum oder Schlossmuseum – mit der Karte erhältst du Zugang zu über 30 inspirierenden Kulturräumen, die Herz wie Geist beflügeln. Dazu bietet die Karte auch Rundgänge, Rabatte und exklusive Einblicke.

Alle Vorteile auf einen Blick:

- **Freier Eintritt in 11 Museen**
- **Exklusive Begegnungen**
- **Gewinnspiele**
- **Ermäßigungen**

Die Linz-Kulturcard-365 gibt es auch als Geschenk im Online-Shop oder in der Linzer Tourist Information, Rathausgasse 2 um 55 €. Für unter 26-Jährige ist sie bereits um 35 € zu haben. Wer bereits eine hat, kann die Karte für nur 45 € verlängern lassen. Neu ist die Karte für alle unter 19 Jahren um nur 15 €!

www.kulturcard-linz.at

B E Z A H L T E A N Z E I G E

Moskitos und Maschinen

Mit »Stoffwechselpolitik« legte Simon Schaupp eine umfassende Globalgeschichte der Arbeit vor. Ob das Buch nicht nur erzählerisch, sondern auch analytisch überzeugt, verrät *Maximilian Hauer*.

Als europäische Kaufmänner in Afrika auf Menschenjagd gingen, um billige Arbeitskräfte für die Plantagenwirtschaft in der Karibik zu erbeuten, reisten auf den Sklavenschiffen neben anderen exogenen Spezies auch Moskitoarten wie *Aedes aegypti* mit, die das Gelbfiebervirus in die »neue Welt« beförderten. Europas koloniale Expansion und der Dreieckshandel zerstörten nicht nur soziale Gefüge auf mehreren Kontinenten, sondern transformierten auch Ökosysteme umfassend und disruptiv.

Doch während die Pocken und andere eingeschleppte Epidemien zur Ausrottung eines großen Teils der indigenen Bevölkerung in den Amerikas beitrugen, konnten die Sklavinnen und Sklaven in der Haitianischen Revolution ab 1791 ihr Wissen über lokale Naturgegebenheiten sowie ihre Gelbfieberimmunität nutzen. In einem Akt von »ökologischem Eigensinn« zogen sie sich in die Berge zurück und warteten, bis die Krankheit mehrere europäische Invasionsarmeen nacheinander hinwegraffte. Die Sklavinnen machten sich die Widerspenstigkeit der Natur zunutze, um sich selbst zu befreien und zwangen die weißen Pflanzer zur Verlagerung der Baumwollproduktion in die Südstaaten der USA.

Doch auch dort fügten sich weder die Arbeit noch die Natur nahtlos den Plänen der Elite. Viele schwarze Landarbeiter zogen im Laufe des 19. und 20. Jahrhunderts in die Industriezentren des Nordens, wo sie zwar in den unteren Rängen der Fabrikordnung landeten, aber auch an militanten Klassenkämpfen in den gigantischen Fleisch-, Stahl- und Automobilindustrien des *Steel Belt* teilnahmen. Und auch die Natur ließ sich nicht nach Belieben ausquetschen. Monokulturen und Übernutzung führten zu Krisen der Bodenfruchtbarkeit und erhöhtem Schädlingsbefall, worauf Unternehmer mit Kunstdünger und chemischen Pestiziden reagierten. Dadurch entstanden jedoch neue ökologische Krisen und tödliche Gesundheitsrisiken für die Arbeiterinnen und ihre Communitys, was wiederum Anlass für eine proletarische Umwelt- und Gesundheitsschutzbewegung in den USA bildete.

Lange und überraschende Erzählbögen, die unterschiedliche und doch verzahnte Ereignisfolgen über mehrere Jahrhunderte und Kontinente hinweg nachzeichnen, sind charakteristisch für Simon Schaupps hervorragende Studie *Stoffwechselpolitik*. Das 2024 im Suhrkamp Verlag erschienene Buch skizziert eine Globalgeschichte der Arbeit von der Erfindung der Landwirtschaft bis in das globale Informationszeitalter der Gegenwart.

Die schlaglichtartig beleuchteten Schauplätze seiner Geschichte verknüpft der Autor durch einige übergreifende, wiederkehrende Muster. Zentrales Motiv sind zunächst die Versuche der – expansiven und exklusiven – Nutzbarmachung von Arbeit und Natur durch die Eigentümerklasse. Nutzbarmachung wird dabei regelmäßig zu einer rein kurzfristig orientierten Vernutzung radikalisiert. Von dieser besonders zerstörerischen Überausbeutung sind häufig periphere geografische Zonen sowie rassistisch als minderwertig markierte Menschengruppen betroffen, wie Schaupp mit Rückgriff auf den Black Marxism zeigt. Die Nutzbarmachung der Welt erfolgt also in einem »differenziellen« Modus.

Eine unmittelbare Aneignung der Natur ist den Eigentümern verstellt – sie bleiben notwendig auf die lebendige Arbeit anderer angewiesen, die sie für ihre Zwecke instrumentalisieren. In Klassengesellschaften müssen die Arbeiterinnen dazu gebracht werden, für den privaten Reichtum anderer zu arbeiten und das am besten immer länger und effizienter. Dazu dient ein ganzes Arsenal an Kontroll- und Rationalisierungsmethoden, die die Organisation des Arbeitsprozesses und dabei eingesetzte technische Apparaturen und Verfahren umfassen.

Allerdings »besteht der Vorteil der arbeitenden Menschen darin, dass wir nicht nur Objekte, sondern Subjekte der Nutzbarmachung sind: Wir vollziehen sie selbst in unserer täglichen Praxis. Das bedeutet, dass es prinzipiell in unserer Macht steht, sie zu beenden – indem wir unsere Arbeit unterbrechen.« Anders als objektivistische Strömungen des Marxismus – wie der Strukturalismus oder die Wertkritik – breitet Schaupp nicht nur die Formen und Bewegungsgesetze der Gesellschaft aus, denen die Proletarisierten passiv unterworfen werden, sondern legt das Augenmerk stets auf deren subjektive Handlungsmacht.

Zentral ist hier der Begriff der Autonomie, den Schaupp aus der linksradikalen Tradition des italienischen Operaismus und dessen Nachfolgern im angelsächsischen autonomen Marxismus entlehnt, ohne großes Aufheben darum zu machen. Die Autonomie der Ausgebeuteten beginnt mit individuellen, vorpolitischen Formen des Eigensinns – etwa mit dem Bummeln, Trinken und Krankfeiern, der Manipulation von Maschinen oder dem listigen Ausnutzen von Schlupflöchern betrieblicher Überwachung –, stellt der Autor mit kritischen Arbeitssoziologen wie Oskar Negt und Alf Lüdtke fest. Autonomie kann aber auch die Form des politischen Widerstands annehmen, wenn sie sich offen, gerichtet und kollektiv äußert: in (wilden) Streiks, Betriebsbesetzungen und Revolten. Diese Kämpfe bestimmen Schaupp zufolge – wiederum in Anlehnung an die operaistisch beeinflusste Geschichtsauffassung – maßgeblich technologische Entwicklung und globale Ausdehnung des kapitalistischen Weltsystems, wie es oben am Beispiel Haitis sichtbar wurde. Dieses Muster fasst der Autor mit dem Begriff der »reaktiven Expansion«: »Der Kampf gegen die Autonomie von Arbeit und Natur war ein zentrales Motiv, in Automatisierung zu investieren, Lieferketten zu erweitern, Arbeitsprozesse zu reorganisieren und neue Rohstoffquellen zu erschließen.«

Wie in dieser Passage deutlich wird, stellt Schaupp dem Gedanken der Autonomie der Arbeit jenen der Autonomie der Natur zur Seite, ohne allerdings die ontologischen Unterschiede zwischen bewusst handelnden menschlichen Akteurinnen und den blinden Wirkungsweisen der restlichen Natur einzuebnen. Die Autonomie der Natur ist eher metaphorisch als eine Art Eigenbestimmtheit zu verstehen. Sie erscheint als Sperrigkeit oder Unfügsamkeit gegenüber äußeren Nutzungsinteressen und äußert sich etwa in Gestalt von nicht-intendierten, anthropogenen ökologischen Krisen. Diese Denkfigur erinnert wohl nicht zufällig Theodor W. Adornos Idee des »Nichtidentischen«. Das Leitmotiv der Nutzbarmachung orientiert sich deutlich an rationalitätskritischen Schriften wie der *Dialektik der Aufklärung* oder Max Horkheimers *Zur Kritik der instrumentellen Vernunft*, wird jedoch bei Schaupp aus der Philosophiegeschichte herausgelöst und am Material einer »historisch-geografischen Soziologie der Arbeit« veranschaulicht.

Im Sinne von Georg Lukács' *Geschichte und Klassenbewusstsein* können Schaupps historisch-geografische Weiterungen als Protest gegen die »Verdinglichung« im bürgerlichen System der Wissenschaften verstanden werden, das die Wirklichkeit methodisch in ein Nebeneinander abgeschlossener Wissensdomänen zerspaltet, deren Inhalt ihnen jeweils von der unbegriffenen Totalität als etwas Gegebenes vorgesetzt wird. Demgegenüber betont Schaupp bereits mit dem Titel den Prozesscharakter der sozialen Wirklichkeit, die als Gewordenes, Produziertes kenntlich gemacht werden soll.

Die wichtigste epistemische Trennung, die das Buch überbrücken will, ist jedoch die zwischen Natur und Gesellschaft, zu deren illusorischer Vertiefung auch die Arbeitssoziologie etwa mit der Rede von einem neuen Zeitalter der »immateriellen Arbeit« beigetragen hat.
Dagegen vertritt Schaupp mit Nachdruck eine »Perspektive, die die Wirkmächtigkeit natürlicher Prozesse ernstnimmt«. Die Natur ist zwar nie Akteurin, aber doch immer »ontologische Partei« der Arbeit, die Schaupp mit Marx als gesellschaftlichen Stoffwechsel mit der Natur fasst. Es geht einerseits um eine Rehabilitierung der Arbeit als gesellschaftstheoretischer Fundamentalkategorie, andererseits um eine Rehabilitierung der stofflichen Dimension der Arbeit und damit des gesellschaftlichen Seins überhaupt.

Hier knüpft Schaupp an ein Theorem an, das seit der Jahrtausendwende im Mittelpunkt ökologischer Rekonstruktionsversuche des Marxismus steht, für die vor allem die Namen John Bellamy Foster (*Marx's Ecology*, 2000) und Kohei Saito (*Natur gegen Kapital*, 2016) stehen. Im Unterschied zu ihnen betreibt Schaupp keine Marx-Exegese, sondern will die »konkrete Ausgestaltung« des Stoffwechsels in verschiedenen Wirtschaftssektoren sozialwissenschaftlich untersuchen, was eine begrüßenswerte Anwendung des sozialphilosophischen Stoffwechsel-Konzepts darstellt.

Möglicherweise ist Schaupp jedoch mit seiner Akzentverschiebung weg von »abstrakten Strukturen der Akkumulation« in seinem Buch zu weit gegangen. Seine elegante narrativ-historische Darstellungsweise, bei der Kategorien peu à peu eingeführt werden, vermeidet ermüdende Trockenübungen. Dies erhöht das Lesevergnügen, geht aber zulasten der Systematik. Auffällig ist daher, dass der Begriff des Kapitalismus als historisch besondere Produktionsweise im Buch keine prominente Rolle spielt. Schaupps strategische Muster wie die »reaktive Expansion« oder die »differenzielle Nutzbarmachung« sind zwar fruchtbar, überlagern hier jedoch tendenziell den elementaren Kategorienzusammenhang von Ware, Geld, Wert und Kapital, ohne ihn ersetzen zu können.

Schärfer wäre in dieser Hinsicht beispielsweise herauszuarbeiten, dass die grenzenlose »Nutzbarmachung« der Erde im Kapitalismus kein Selbstzweck ist, sondern vom Verwertungszwang des Kapitals angetrieben wird. Das Problem ist denn auch weniger die Nutzbarmachung der Erde per se, da die Erarbeitung von nützlichen Dingen in jeder Gesellschaftsform notwendig ist. Das Problem liegt vielmehr darin, dass die Produktion nützlicher Dinge im Kapitalismus der unendlichen Vermehrung des abstrakten Reichtums dient, und ihr Maß weder an menschlichen Bedürfnissen, noch an ökologischen Rücksichtnahmen findet.

In Richtung der herkömmlichen Soziologie industrieller Beziehungen gewandt, argumentiert Schaupp dafür, die objektive Verschränkung von Produktions- und Umweltpolitik anzuerkennen. Die Umwelt- und Klimabewegung weist Schaupp dagegen darauf hin, dass die Quelle der ökologischen Krise nicht im Konsum liegt, da jeder individuellen Entscheidung auf diesem Gebiet etliche Entscheidungen in Forschung, Entwicklung, Produktion und Distribution vorgelagert sind, die die Warenangebote vorwegnehmen, ohne dass die Konsumentinnen Einfluss auf sie hätten. Aufgrund dieser Zentralstellung muss die Produktion zum zentralen Schauplatz der Umweltbewegung werden.

Arbeitsplätze sind jedoch nicht nur zentrale Quellen der ökologischen Krise des Klimawandels, sondern sind auch zunehmend von ihm beeinträchtigt. Das gilt besonders für Sektoren wie die Landwirtschaft und das Baugewerbe. In einem der aufschlussreichsten Kapitel des Buches, das auf Schaupps eigener empirischer Forschung beruht, zeigt er auf, wie Bauarbeiter in der Schweiz die erhöhten Belastungen durch Hitzestress und Extremwetterereignisse, die sie längst am eigenen Leib spüren, ideologisch verarbeiten. Die pauschale Unterstellung einer antiökologischen Haltung greift dabei viel zu kurz. Tatsächlich nimmt das durchaus vorhandene Umweltbewusstsein vieler Arbeiter häufig die Form eines »verkörperten Erfahrungswissens« an, während unter Kopfarbeiterinnen mit höheren formalen Bildungsabschlüssen umgekehrt ein abstrakt-naturwissenschaftliches Umweltbewusstsein vorherrscht, das auch für die Klimabewegung der späten 2010er-Jahre (Fridays for Future) mit ihren 1,5-Grad-Slogans und Warming-Stripes-Logos kennzeichnend war.

Schaupps gesellschaftstheoretischer Text ist engagiert und bietet fraglos wichtige Anstöße für gegenwärtige praktische Auseinandersetzungen. Wer allerdings eine ausgearbeitete politische Strategie erwartet, wird vielleicht enttäuscht sein.

Mit der »*lustvolle[n]* Politik der Nutzlosigkeit«, dem Ende instrumenteller Selbst- und Weltverhältnisse, neuen Beziehungsweisen und der Vision eines müßigen Lebens unterbreitet Schaupp zwar einige attraktive Vorschläge. Sie müssen allerdings utopisch bleiben, solange die Ursachen der ökologischen Krise und der entfremdeten Arbeit nicht angerührt werden, die letztlich doch in den »abstrakten Strukturen« der kapitalistischen Eigentumsverhältnisse liegen. Deren Umwälzung muss damit zum Fluchtpunkt der Stoffwechselpolitik werden.

Eine ausführlichere Fassung der Rezension findet sich auf *versorgerin.stwst.at*

Simon Schaupp:
Stoffwechselpolitik. Arbeit, Natur und die Zukunft des Planeten, Berlin 2024.

Maximilian Hauer hat soeben gemeinsam mit Katja Wagner und Maria Neuhauss das Buch Klima und Kapitalismus. Plädoyer für einen ökologischen Sozialismus *im Schmetterling Verlag veröffentlicht.*

Rainer Roller rezensiert #2

Brasch, Thomas; **Hanf**, Martina (Hrsg.): *Du mußt gegen den Wind laufen. Gesammelte Prosa*. Berlin: Suhrkamp Verlag AG, 2025. ISBN 978-3-518-43194-8

Die umfassende Sammlung von zu Braschs Lebzeiten veröffentlichter Prosa wird anlässlich des 80. Geburtstag des Schriftstellers Dramatikers Filmemachers vom Suhrkamp Verlag vorgelegt. Gewalt Bestrafung Beleidigung Verletzungen Krämpfe Kriechen brechende Zähne dürre Titten all das gute Zeug versammelt auf 877 Seiten. Thomas Brasch kann nichts erzählen wovon er nichts weiß. Ich seh ihn noch. Es ist eine Schweinerei. Er ist nackt. Auf der Straße.

Kulturgut Leben

Magnus Klaue erläutert am Beispiel des sogenannten Weltkulturerbes, weshalb nur Menschen, aber nicht Kulturen, Rechte zukommen, und warum der Schutz von Kulturgütern zum haltlosen Relativismus tendiert.

Den von ihm geprägten Begriff der Simulation hat der französische Philosoph Jean Baudrillard am Verhältnis der Ethnologie zu ihrem Gegenstand veranschaulicht. In dem im Merve-Verlag erschienenen Band »Agonie des Realen«, der Essays aus den Jahren 1977 und 1978 zusammenführt, nennt er zwei komplementäre Beispiele für das Gegensatzpaar von autochthonen Gemeinschaften und allochthonen Gesellschaften, von indigenen und kolonisierenden Völkern, um die Beziehung zwischen Kulturpflege und Tod, Schutz und Zerstörung zu illustrieren, die die Ethnologie charakterisiere. Als erstes Beispiel dienen ihm die auf den Philippinen angesiedelten Tasaday-Indianer, deren letzte – ohne Berührung mit den Spuren von Urbanisierung und Industrialisierung im Dschungel lebende – Stammesmitglieder Anfang der siebziger Jahre von der philippinischen Regierung in einem Akt selbsttätiger Dekolonisierung wie Exemplare einer vom Aussterben bedrohten Tierart unter Schutz gestellt wurden. Ihr »Lebensraum« wurde Baudrillard zufolge wie ein Naturschutzgebiet gegen potentiell schädliche Fremdeinflüsse abgeschottet, um auf diese Weise ihre autochthone Gemeinschaft zu erhalten. Als Folge ist der indigene Stamm binnen weniger Jahre ausgestorben. Die Abschirmung gegen Einflüsse moderner Vergesellschaftung hat die Gemeinschaft nicht erhalten, sondern zerstört, weil die Reproduktion der Lebensbedingungen ihrer Mitglieder ohne Bezug auf ein fremdes Außen, auf ein gesellschaftlich Anderes, unmöglich war.

Auch offizieller Teil des Weltkulturerbes: Die Herstellung von kroatischem Honiggebäck (licitarska srca).

Baudrillards zweites Beispiel sind die Indianerreservate der Vereinigten Staaten, in denen nach der weitgehenden Ausrottung der indianischen Bevölkerung und der Zerstörung ihrer überkommenen Gemeinschaften aufgrund von Scham angesichts dieses Teils der Geschichte der Neuen Welt durch gezielte Förderung indianischer Kultur seit den sechziger Jahren nach amerikanischer Selbstauskunft »die Zahl der Indianer wieder auf den Stand gebracht« worden sei, »auf dem sie sich vor der Eroberung befand«. Die Ausrottung der Indianer wurde durch eine vermeintlich aufgeklärte proindianische Bevölkerungspolitik sozusagen wiedergutgemacht. Beide Beispiele sind zueinander komplementär, weil beide das verleugnete kumpaneihafte Verhältnis des Kulturschutzes zum Tod beleuchten. In der ersten Variante führt das kulturschützerische Bemühen um ethnische Artenerhaltung zur Zerstörung der Menschengruppe, die vor dem Untergang bewahrt werden soll. Die zweite Variante führt unfreiwillig zynisch vor, dass jegliche Form kollektiver Wiedergutmachung und kultureller Reue, auch wenn sie moralisch integer und subjektiv ehrlich sein mag, auf dem Verschwinden dessen beruht, was sie entsühnt. Was im Bewusstsein der Möglichkeit seines Aussterbens um jeden Preis bewahrt werden soll, wird dadurch erst recht zerstört, weil Bewahrung das Bemühen um Beförderung von Lebendigkeit und Entwicklung, also das Gegenteil bloßer Konservierung ist. Wird umgekehrt etwas Abgestorbenes oder Ausgelöschtes ohne Bewusstsein um seine Historizität scheinbar wieder zum Leben erweckt, handelt es sich um ein Zombie-Leben, um eine Lebensfiktion auf Grundlage des Todes, an der sich diejenigen delektieren können, die jedes Bewusstsein um die Historizität und Vergänglichkeit alles Lebendigen verleugnen wollen.

Solche Lebensfingierung, die um die Vergänglichkeit und Lebendigkeit dessen betrügt, was sie nachbildet oder – wie er es nennt – »klont«, nennt Baudrillard Simulation. Diese ist nicht einfach bloße Imitation, nicht die mimetische Nachbildung von etwas historisch Geschwundenem, sondern dessen geschichtsvergessene Reanimation: Während Mimesis das von ihr Nachgebildete im Bewusstsein seiner Nichtvorhandenheit lebendig erhält, sanktioniert die Simulation, die es ohne Tod des Simulierten nicht geben könnte, dessen Verschwinden. Sie ist selbst ein Todeskult. Insofern ist es signifikant, dass die erwähnten Texte Baudrillards nur wenige Jahre nach einem damals als epochal wahrgenommenen weltpolitischen Ereignis veröffentlicht wurden: der Ratifizierung des »Übereinkommens zum Schutz des Kultur- und Naturerbes der Welt« der UNESCO, das am 16. November 1972 beschlossen wurde und ab 1975 (in der Bundesrepublik Deutschland 1977) in Kraft trat. Die unterzeichnenden Staaten verpflichteten sich darin, das auf ihrem Territorium vorhandene »Welterbe«, das ebenso Kultur- wie Naturgüter sowie ideelle Werte, Traditions- und Brauchtumsbestände umfasst, zu erfassen, zu schützen und zu erhalten sowie zu diesem Zweck international mit den anderen Unterzeichnerstaaten zu kooperieren. Der Begriff des Kulturgutes (*cultural property*) geht auf den französischen Priester Henri-Baptiste Grégoire zurück, der sich zur Zeit der Französischen Revolution mit den Angehörigen des Dritten Standes solidarisierte und für die weltweite Abschaffung der Sklaverei eintrat. In der 1954 verabschiedeten Haager Konvention zum Schutz von Kulturgut im Fall kriegerischer Konflikte, an die der Weltkulturerbe-Begriff der UNESCO teilweise anschließt, wird »jede Schädigung von Kulturgut, gleichgültig welchem Volke es gehört«, als »Schädigung des kulturellen Erbes der ganzen Menschheit« bestimmt, weil »jedes Volk seinen Beitrag zur Kultur der Welt leistet«.

Die Begriffe der »Weltkultur« und des »Erbes«, die hier weitgehend ohne juristische und politische Konkretion ihrer nationalstaatlichen Geltungskraft amalgamiert werden, verweisen zurück auf Vorstellungen eines Weltbürgertums, das in den bürgerlichen Revolutionen der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts nicht nur idealistisch beschworen wurde, sondern greifbar erschien. In den fünfziger Jahren angesichts des Kalten Krieges bereits zum Kitt zwecks Beschwörung eines nicht mehr realisierbaren Kosmopolitismus geworden, war solches Weltbürgertum 1972 im Weltkulturerbe-Begriff der UNESCO bereits Ausdruck eines resignativen Kultur- und Werterelativismus. Flagrant wird dies daran, dass es nun nicht mehr um den Schutz von Kulturgütern in Situationen militärischer Konfrontation geht (wodurch sich die Haager Konvention noch als Versuch der Aufrechterhaltung zivilstaatlicher Normen angesichts kriegsrechtlicher Notstandsgesetze interpretieren ließ), sondern fast im Gegenteil um den Schutz von »Kulturgütern« und »Naturstätten« gegen als schädlich angesehene Einflüsse der Zivilisation, deren »Ausbreitung« in der UNESCO-Konvention explizit als Quelle von Kultur- und Naturschädigung benannt wird. Neben dieser Verwischung des Unterschieds zwischen Natur und Kultur sowie zwischen Kriegen als temporärer Suspendierung bürgerlichen Rechts und dessen zivilrechtlichem Normalvollzug unterscheidet sich die UNESCO-Konvention von der Haager durch eine Neubestimmung des Begriffs des »Volkes«. Verwies die von Grégoire übernommene bürgerlich-revolutionäre Anschauung, wonach »jedes Volk seinen Beitrag zur Kultur der Welt leiste«, universalistisch auf die Fähigkeit jedes Volkes, zum Souverän, und damit jedes Menschen, zum bürgerlichen Rechtssubjekt zu werden, hat der Begriff des Weltkulturerbes der UNESCO-Konvention im Gegenteil dazu beigetragen, ethnisch und kulturalistisch bestimmte Gemeinschaften zu Kollektivsubjekten aufzunorden, die als solche gegen den Universalismus des Rechts ebenso wie gegen nationalstaatlich vermittelte Volkssouveränität ins Feld geführt werden. Vom Agens eines aufgeklärten Weltbürgertums ist das »Kulturerbe« so zur wirkmächtigen Form der Durchsetzung von ethnischem Partikularismus und Kulturrelativismus geworden.

Die inzwischen ins Unüberschaubare verlängerte UNESCO-Liste »materieller« und »ideeller« Kulturgüter verdeutlicht zweierlei: Zum einen hat sich mit dem Kulturerbe-Begriff ein gegenüber jeglichem moralischen Urteil indifferenter Relativismus etabliert, der es mittlerweile möglich macht, für die Praxis der weiblichen Genitalverstümmelung als kulturellem Brauch mit gleichen Erfolgsaussichten einzutreten wie für den Erhalt von Dschungeln als »Lebensräumen«, gegen den Bau sozial und ökonomisch notwendiger Staudämme oder für das Rühren eines regionalspezifischen Brotteigs im Einklang mit der Erdbewegung. Das entspricht dem postkolonialen Trend, jegliche noch so gut begründete Hierarchisierung gesellschaftlicher Errungenschaften und jede urteilende Differenzierung zwischen mehr oder weniger erhaltenswerten oder womöglich abzuschaffenden kulturellen Praktiken als überheblich, kolonialistisch, rassistisch und »weiß« zu perhorreszieren. Zum anderen ist offensichtlich, dass die immer kleinteiligere Vermessung der Welt unter dem Aspekt des Weltkulturerbes der prätendierten Absicht, durch Ausbreitung der Zivilisation bedrohte ethnische, kulturelle oder naturräumliche Residuen zu schützen und zu bewahren, sich selbst dementiert. Die Endloslisten zu schützender »materieller« und »ideeller« Kulturgüter sowie »Naturstätten« bringen eine Auffassung von »Welt« zum Ausdruck, in der sich die gesamte Erde mit allen ihr von den Menschen angedichteten, erkannten oder durch Arbeit abgewonnen Werten, Ideen und Gedanken in ein lückenlos katalogisiertes Güterinventar verwandelt hat.

Statt dem Inkommensurablen, Unerschlossenen oder nicht vollständig Erschließbaren Raum zu gewähren, forciert der Schutzfetischismus des Weltkulturerbes die Unterwerfung der gesamten menschlichen Lebenswelt – der Erde – unter den Primat der Güterschaft und des Eigentums, das allerdings entgegen dem bürgerlichen Eigentumsbegriff nicht mehr das Rechtsverhältnis des Individuums zu den ihm rechtmäßig eigenen Gütern, sondern das Verhältnis von Kollektiven – Ethnien, Völkern oder Sippen – zu dem mit ihnen verbundenen »Umfeld« meint. Indem solcherart Kollektiven die ihnen vorgeblich zugehörenden Güter großzügig zurückerstattet werden, werden zugleich die Individuen, die nur noch als Exemplare ihrer Kultur Rechte haben, enteignet. Damit erweist sich der Begriff des Weltkulturerbes immer offenkundiger als ein Angriff auf das bürgerliche Recht überhaupt, das Individuen als Rechtssubjekten und nicht Kollektiven, Gemeinschaften oder gar Kulturen zukommt. Die ehrwürdige Provenienzforschung, deren bedeutendste Leistung in der akribischen Rekonstruktion der Tradierung und Zerstörung von Eigentumsverhältnissen speziell im Zuge des Nationalsozialismus und dessen Nachleben besteht, weiß das genau und ist deshalb objektiv der eigentliche Gegner der ideell-materiellen Kulturgutschützer. Provenienzforschung beschäftigt sich mit der Geschichte von Eigentums- als Rechtsverhältnissen und versucht, deren gesellschaftlich und politisch induzierten Zerfall entgegenzuarbeiten, indem sie mühe- und liebevoll rekonstruiert, was ihn bewirkte, und auf Grundlage der bestehenden Rechtsverhältnisse so etwas wie eine immer unzureichende und prekäre Entschädigung anstrebt: Es geht ihr um juristische wie ideelle Restitution und damit um historisches Gedächtnis, nicht um Kulturgüterschutz.

Die fast obsessive Beschäftigung Jean Baudrillards mit der seit den siebziger Jahren immer nötigender auftretenden kulturschützerischen Inventarisierung, Musealisierung und sich am Absterben des von ihr Erfassten weidenden Neutralisierung der Welt war eine der frühesten Reaktionen auf die in letzter Konsequenz antihumanistischen Implikationen des Weltkulturerbe-Pathos. Der vielgeschmähte Zynismus Baudrillards, der ihn von der kaltschnäuzigen Gleichgültigkeit anderer Postmodernisten unterscheidet, hatte zumindest das eine Gute, dass er den Blick für das Lächerliche schulte, das etwa Cem Özdemir und Annalena Baerbock ausstrahlen, wenn sie sich beim Staatsbesuch in Brasilien von dem einzig »autochthonen«, regierungsamtlich dafür bezahlten Regenwald-Eingeborenenstamm sippengerecht schminken lassen. Solch interessierte Anbiederung ans nicht mehr existente Authentische ist nicht einmal unfreiwillig komisch, sondern bringt das morbide Bewusstsein zum Ausdruck, dass die ganze Welt sich in eine Ansammlung von Lebensweltinventargütern verwandelt hat, die zu gebrauchen man lernen muss, will man noch etwas zu melden haben.

Magnus Klaue war von 2011 bis 2015 Redakteur im Dossier- und Lektoratsressort der Jungle World *und von 2015 bis 2020 Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Simon-Dubnow-Institut für jüdische Geschichte und Kultur in Leipzig. Von Magnus Klaue ist 2022 im XS-Verlag der zweite und abschließende Band der Essaysammlung »Die Antiquiertheit des Sexus« erschienen. Seit Fühjahr 2024 ist er Mitherausgeber der Halbjahreszeitschrift »casa|blanca. Texte zur falschen Zeit«. Die nächste Ausgabe erscheint vorraussichtlich im Mai.* https://textezurfalschenzeit.de/

FOG MANIFESTO

Von der Dezentralität zur Desorientierung.

Der Jahresclaim 2025 der Stadtwerkstatt heißt FOG MANIFESTO.

FOG MANIFESTO thematisiert das Phänomen Nebel und beabsichtigt, den Nebel zum Material, Medium und Manifest zu machen. Mit FOG MANIFESTO arbeitet die Stadtwerkstatt innerhalb ihrer künstlerisch-theoretischen Researchbereiche zu Auflösung, Unsichtbarkeit, Diffusität und neuen Aggregatszuständen. Oder auch: Desorientierung, Brandmauern, Maschinen-Halluzination, Dissoziation.

Die Stadtwerkstatt wird 2025 zum techno-kapitalistischen Fog Cube und fokussiert damit auf ihre Core-Themen: Erhöhung des Widerspruchs, neue Kontexte, Imagination als Material, unvermittelte Kunst. Nebel, Wirbel, Wolken und Bewusstsein: Mit FOG MANIFESTO geht es auch um humanistische Grundfesten sowie ein Kontinuum der Kritik.

Die Stadtwerkstatt baut ein Gebäude aus Nebel als künstlerisches Gesamtkonzept und als künstlerische Gesamtbespielung im September 2025. Dafür sucht sie vernebelte, desorientierte Arbeiten und kritische Kontinuitäten zwischen Theorie und künstlerischer Praxis.

Ein Open Call ist dazu ausgeschrieben – Let's fog around.

FOG FIEBER

Nebelarchitektur. Larger Scale Installation und Event.

Formlose Formen. Im Nebel leben.
2025 plant die STWST ein Projekt im öffentlichen Raum, das als Nebel-Architektur angelegt ist.
Innerhalb einer halbdurchlässigen größeren abstrakten Form, die mit Nebel angefüllt ist und an ihren Grenzen nach außen diffundiert, entsteht ein begehbarer Raum der Desorientierung. Menschen sind eingeladen, sich dort hineinzubegeben.

Der kurze Weg zur Auflösung.
Als Event in der Nebel-Architektur soll das Kunstevent FOG FIEBER umgesetzt werden, ein paraphrasiertes Re-Enactment des früheren Stadtwerkstatt-Projekts GLASFIEBER. Hatte das Projekt GLASFIEBER ein Kegelturnier mit Glaskegeln als splitternde Realität, so inszeniert das diesjährige Projekt FOG FIEBER ein Kegelturnier im Nebel – als Spektakel der reduzierten Weitsicht, des diffusen Geschehens, der Unsichtbarkeit und der Unüberprüfbarkeit.

Fogging für alle.
Nebelkegeln ist angesagt – im September in der STWST. Vorausscheidungsrunden sind geplant.Wer sich jetzt schon informieren oder registrieren möchte:

foggingaround@stwst.at

FOG TALKS

Larger Language Modelle. Nebeltheater und Chat-Protokolle.

Komm ins Nebeltheater. Gerade wegen der maschinellen Verarbeitung von Information. Gerade wegen der wachsenden Auswirkungen der Digitalisierung und ihrer extraktiven Praktiken. Gerade wegen einer zunehmend datengetriebenen Gesellschaft. Gerade wegen dem »ungereinigten, schmutzigen Ganzen« eines alles überrollenden technokapitalistischen Zusammenhangs. Gerade wegen des Nebels. Gerade deswegen rufen wir auf, uns anders gedachte Texte über Materialien, Akteur:innen und Kontexte zu schicken.

Schick uns deinen transgressiven Fog-Text. Wir suchen nach Texten uns Textskizzen, die alle Themen, Netzwerke, ToEs und Things-of-Things verhandeln können, die vorstellbar sind. Die aber auf direkte oder indirekte Art die Antagonisten Imagination und Halluzination gegenüberstellen. Oder konkreter: An den neuen Rändern deiner persönlichen Welt suchen wir Textprotokolle zu Mind-Research, Talks zu Fiction-Drafts, Aufzeichnungen zu formlosen Formen, Codes zu entfremdeten Objekten, Sprachtransfers über Scheineigenschaften, Chats über Realitäten, die nicht mehr zustande kommen.

Nebeltheater und Nebelgespräche sind angesagt – im September in der STWST.

Ein Open Call ist ausgeschrieben.
Infos unter: foggingaround@stwst.at

Du liest im Nebel?
Gut.
Ist Publikum da?
Egal.
Deine Inszenierung ist schlecht?
Man sieht sie nicht.

Foto: Petra Moser

Die Stadtwerkstatt hat den permanenten Linkswalzer-Workshop für die nächsten Jahre eröffnet.

Watch out - tanz mit.

Lentos Kunstmuseum Linz

Vanja Bučan, Sequences of Truth and Deception, 2018 © Vanja Bučan

24.1. bis 18.5.25
Touch Nature

BEZAHLTE ANZEIGE

FOG MANIFESTO OPEN CALLS

STWST Stadtwerkstatt < — > FOG MANIFESTO < — > FOG FIEBER < — > 5.-7. Sept 2025

Die Stadtwerkstatt schreibt einen OPEN CALL für ihr Format STWST48 im September aus. STWST48 war die letzten 10 Jahre das Showcase-Format der STWST zur Ars Electronica. Die jährliche Showcase-Extravaganza war Schauformat der Produktion des Hauses und seiner New Art Contexts.

2025 wird das STWST-Projekt zur Ars Electronica um den 5.-7. Sept zum Thema FOG MANIFESTO stattfinden. Allerdings wird das Format, wie es in den letzten Jahren lief, neu überdacht. Die Stadtwerkstatt tritt besonders während ihrer Projekte zur Ars besonders intensiv in Austausch zu internationalen Kunst- und Koop-Partner:innen und ihren Zugänge zu Kunst, Medien, Technologie, Information und Autonomie. Gerade wegen des Erfolgs und weil Inhalte, Rezeption, Frequenz und das Format über die Jahre stets angewachsen sind, sollen längerfristige Reflexionsrahmen hergestellt werden – etwa durch Projekte und Formate der Stadtwerkstatt zur Ars, die bis 1984 zurückreichen oder durch Zukunftsperspektiven, die aktuell diskutiert werden; oder die auch im Rahmen der Open Calls entworfen werden können.

Das Format soll auch 2025 Exhibition-Space, Diskursraum und künstlerisch-kritisches Tag- und Nachtprogramm sein. Die Inhalte fokussieren immer noch auf Kernfragen und Interzonen von Bewusstsein, Information und Kunst.

Wir suchen für 2025 kontextbezogene Reflexion, Texte und künstlerische Arbeiten zum Thema Nebel.

- Aufgerufen sind allgemein kritische Produzent:innen aus Kunst, Technologie, Medien, Open Access, DIY und Diskurs, die künstlerische Arbeiten on and off screen, Performances, Textbeiträge und anderes im Fog-Cube eines künstlerisches Gesamtkonzept und einer Gesamtbespielung des Hauses beisteuern wollen. Wir suchen erweiterte Medienkunst von n+1 Artists.
- Wir suchen kritische Produzierende mit explizit entwickelte Ästhetiken zwischen Kunst, Medienkunst und Aktionismus und/oder Konzepte einer Kunst nach den neuen Medien – und Arbeiten zum Thema Nebel.
- Wir suchen ebensolche kritische Produzierende, die Texte zwischen Kunst und Theorie zum Thema Nebel beisteuern können.
- Es werden darüber hinaus Menschen gesucht, die beim Projekt FOG FIEBER als Akteur:innen mitmachen wollen – siehe Projektbeschreibung auf diesen Seiten.
- Es werden darüber hinaus Beiträge für die Schiene FOG TALKS gesucht – siehe Projektbeschreibung auf diesen Seiten.

Insgesamt geht es der Stadtwerkstatt um die offene Gesellschaft, um widerständige Individuen oder vital arbeitende Communities, die den kritischen Blick auf die Gegenwart ermöglichen. Dies, um den Blick in die Zukunft offen halten zu können. In diesem Sinne: Wir freuen uns über Einreichungen.

Einreichen: 1 Seite Projektdarstellung, 1/2 Seite Selbstdarstellung.
Bis 20. April an foggingaround@stwst.at
Remember: Stadtwerkstatt-Kunst ist für alle, aber nicht für jede:n.

Hinweise auf vergangene Formate: STWST48, Ausgabe 1-10
https://stwst48-all.stwst.at, https://newcontext.stwst.at/projects/stwst48
Frühere STWST Projekte: https://newcontext.stwst.at/history/history

Gemeinschaftlich wohnen und selbstbestimmt leben
Das Willy*Fred sucht Direktkredite

Das *Willy*Fred* ist ein Wohnhaus mitten in Linz, welches vor fast 10 Jahren von einer Gruppe von Menschen über das Habitat-Modell freigekauft wurde. Das Habitat-Modell, angelehnt an das deutsche Mietshaus-Syndikat-Modell, aber den österreichischen Gesetzen angepasst, stellt sicher, dass das Haus nicht wieder verkauft werden kann. Es wird somit der Spekulation entzogen. Das Habitat-Modell ermöglicht eine Finanzierung ohne Erfordernis von Eigenkapital, was eine große Hürde für die Menschen sein kann, die in Wohnprojekte einziehen möchten. Für die, die etwas Geld haben, das im Moment nicht verwendet wird, gibt es die Möglichkeit, es bei *Willy*Fred* als Direktkredit anzulegen. Wie bei allen Habitat-Projekten ermöglichen Direktkredite nämlich die solidarische Finanzierung. Es werden neue Direktkredite angelegt und gekündigte zurückgezahlt: Das ist das System der rotierenden Direktkredite.

Vierundzwanzig Menschen leben selbstorganisiert und selbstverwaltet in der Hausgemeinschaft. Das heißt zum Beispiel, dass die Mieten von den Mitbewohner*innen fair und vernünftig ausgerechnet werden, statt von den willkürlichen Entscheidungen einer/einem Vermieter*in abhängig zu sein. Alltägliche Reparaturen und Instandhaltungen werden gemeinschaftlich beschlossen und durchgeführt, was eine deutliche Entlastung im Vergleich mit Eigentum bedeutet. Da die Hausgemeinschaft basisdemokratisch organisiert ist und Entscheidungen nach dem Konsensprinzip trifft, dauern manche Prozesse zwar länger - doch das stellt sicher, dass die Ergebnisse von allen im Haus mitgetragen werden. Neben der Schaffung von Wohnraum will das Projekt auch das kulturelle und bildungspolitische Angebot der Stadt bereichern.

Bereits 2015 konnte das Haus dank einer ersten großen Direktkredit-Kampagne, die 1,2 Millionen Euro einbrachte, freigekauft und so das *Willy*Fred* ins Leben gerufen werden. Vier Jahre später halfen weitere Direktkredite dabei, wichtige Instandsetzungen vorzunehmen und weiteren Wohnraum zu erschließen. Nun braucht das Hausprojekt erneut Unterstützung! **Es sollen bis 30. Mai 2025 weitere 500.000 Euro aufgebracht werden**, um geplante Instandsetzungen und Umschuldungen vorzunehmen:

Das erste Ziel sind **300.000 Euro, um mehr Unabhängigkeit von der Bank zu erlangen**. Nach zehn Jahren wird Ende dieses Jahres der Zinssatz des Bankkredits neu verhandelt und deutlich ansteigen. Mit einer Tilgung des Bankkredits und der Umschuldung auf Direktkredite soll der Finanzplan auf Kurs gehalten und ein Rückzahlungspuffer für mehr Spielraum bei Rückzahlungen größerer Direktkredite geschaffen werden - getreu dem Motto: Lieber 1.000 Freund*innen im Rücken, als eine Bank im Nacken!

Das zweite Ziel sind **weitere 200.000 Euro, um die Heizung, derzeit eine mit Gas betriebene Zentralheizung, an die Fernwärme anzuschließen.**

Das *Willy*Fred* bietet Menschen die Möglichkeit, ihr Geld in einem sinnvollen Projekt anzulegen und **bis zu 1,5% Zinsen** zu bekommen. Bei Interesse kann an **kontakt@willy-fred.org** geschrieben oder die Homepage besucht werden: **https://www.willy-fred.org/mitmachen/direktkredite/**. Das Hausprojekt freut sich über **Beträge zwischen 500 Euro und 50.000 Euro**.

Es wird zudem einen Live-Ticker auf **willy-fred.org** geben, wo man mitverfolgen kann, wie die Direktkredite im Projekt ankommen. Und für alle, die gerne persönlich vorbeikommen möchten:

Am **15. März 2025 ab 14 Uhr** lädt das *Willy*Fred* zum **Housing Day** ein, wo Besucher*innen ein abwechslungsreiches Programm erwartet – inkl. Projektvorstellung, Hausführungen, Kurzvorträgen lokaler Initiativen, kreativen Aktionen wie Siebdruck und gemütlichem Beisammensein bei Musik und Feuertonne. Am **7. Juni 2025** feiert das Haus zusätzlich ein entspanntes **Sommerfest**.

Willy*Fred forever!

Im Jahr 2015 hat eine Gruppe junger Linzer*innen den Kampf gegen Immobilienspekulation und steigende Wohnkosten mit kreativen Mitteln selbst in die Hand genommen – mit Erfolg! Entstanden ist ein selbstverwaltetes Hausprojekt im Herzen von Linz.

Adresse & Kontakt: Willy*Fred Hausprojekt, Graben 3, 4020 Linz, kontakt@willy-fred.at

Die Kunst der Antennenwälder und Wellenozeane

Anlässlich des Signal+ Camp Radiotopia in Taiwan, zu dem auch die STWST eingeladen wurde, haben wir *Daniela Silvestrin* um einen Beitrag zu Radiokunst und elektromagnetischem Raum gebeten.

Im Berliner Stadtteil Prenzlauer Berg prangte bis vor ein paar Jahren am oberen Rand einer Brandmauer der schon von Weitem lesbare Schriftzug: »Allet Gute kommt von oben«, – direkt unter einem in den Himmel ragenden, besonders großen Mobilfunkmast. Der Schriftzug wurde inzwischen durch ein neues Wohnhaus verdeckt, wie so viel Graffitikunst und Urban Art, die der Gentrifizierung und dem Ausverkauf der Stadt zum Opfer fallen. Der Mobilfunkmast aber thront nach wie vor auf dem Hausdach und überblickt den Kiez.

Die Infrastruktur unserer mobilen Telekommunikation – von Antennen und Satellitenschüsseln bis zu Sensoren und Glasfaserkabeln – ist heute so allgegenwärtig, dass sie einer künstlichen Natur gleicht. Unsere Vorstellungen von Natur und Technologie sind untrennbar miteinander verwoben, auch wenn sie oft getrennt diskutiert werden. Antennen veranschaulichen diese Verbindung besonders deutlich: Entwickelt, um die menschliche Kommunikation zu erleichtern, machen sie sich die Eigenschaft von Metallen zunutze, elektromagnetische Wellen zu empfangen und zu übertragen. Sie sind nicht mehr wegzudenken aus unserer Umgebung, bleiben aber – ähnlich wie Windräder – für viele ein störendes Symbol des technischen Fortschritts.

Ob aktiv oder passiv, wir senden und empfangen immer mehr Daten. Wir haben die Luft um uns herum in so etwas wie die teils fünfzigspurige Peking-Hongkong-Macau-Autobahn verwandelt, auf der Informationen mit Lichtgeschwindigkeit auf elektromagnetischen Wellen übertragen werden – mit exponentiellem Ausbau durch die Einführung der neuen Mobilfunkgeneration 5G und der damit einhergehenden, stark wachsenden Anzahl vernetzter »smarter« Geräte. Studien warnten früh vor Kapazitätsgrenzen der Mobilfunknetze, besonders in Städten; dank einer höheren Dichte an Funkantennen, breiteren Frequenzbereichen, geringeren Latenzzeiten und schnelleren Übertragungsraten soll 5G die steigenden Anforderungen bewältigen. Die neue Technologie ermöglicht es, erheblich mehr Endgeräte gleichzeitig zu verbinden und verschiedenste »smarte« Geräte und Sensoren noch besser miteinander zu vernetzen. Weltweit sollen schon bald über 50 Milliarden Endgeräte und pro Quadratkilometer bis zu 1000-mal mehr Geräte vernetzt werden können.

Bereits 2014 wurde die durch den Menschen erzeugte elektromagnetische Strahlung auf das 10^{18}-fache der natürlichen Strahlung geschätzt. Der Mensch hat keine andere Umgebung in solch monumentaler Weise verändert. Der Philosoph Timothy Morton beschreibt solch globale, nicht (be)greifbare Phänomene als »Hyperobjekte« – also etwas, das so gewaltig in Zeit und Raum verteilt ist, dass es für den menschlichen Verstand schwer zu fassen ist. Ein Ozean elektromagnetischer Wellen umhüllt unseren Planeten, durchdringt Körper und Gebäude und formt eine unsichtbare, allgegenwärtige Atmosphäre – wenn unsere Augen in der Lage wären, diesen wahrzunehmen, würde es vielleicht ein wenig so aussehen, wie das, was Caspar David Friedrichs Wanderer über dem Nebelmeer von seinem hohen Aussichtspunkt sah, nachdem er einen Berg erklommen hat, der hoch genug war, um der nebligen Suppe zu entkommen.

Gesellschaftlich werden Antennen als notwendiges Übel des technischen Fortschritts geduldet oder abgelehnt. Für Künstler*innen hingegen sind sie (als Objekte, aber auch in ihrer Funktionalität und formlosen Dimension der Wellen und Signale) Inspiration, um den unsichtbaren »Hertzianischen Raum« ästhetisch und konzeptionell erfahrbar zu machen und seine politischen, gesellschaftlichen und ökologischen Dimensionen zu hinterfragen.

Die Größe einer Antenne hängt direkt mit der Wellenlänge der übertragenen Frequenz zusammen: Höhere Frequenzen erfordern kleinere Antennen, niedrigere benötigen größere. Damit ergibt sich eine erstaunliche Vielfalt an unterschiedlichsten Größen und Formen von Antennen für verschiedene Frequenzbereiche und Funktionen. Aber erst der künstlerische Impuls, Verborgenes oder Unsichtbares sichtbar zu machen, lässt hier eine ganz neuartige, synthetische Landschaft und Natur wahrnehmbar werden: In seinem Projekt »Transmission« macht der Fotograf Bertram Kober eine Art Phänomenologie und Geobotanik von Antennenmasten und -anlagen in ländlichen wie städtischen Landschaften sichtbar, die durch deren Dokumentation zu entstehen scheint. Antennenwälder aus Mastanlagen auf Bergkuppen, an Schilfruten erinnernde filigrane Yagi-Antennen und pilzartige Ansammlungen runder Richtfunkantennen auf Hausdächern, riesige Parabolantennen von Erdfunkstellen, die benachbarte Bauten und Landschaften in den Schatten stellen. Robert Voit setzt in seinen Fotografien der Serie »New Trees« den Fokus speziell auf ein Arboretum von als Bäume getarnten Mobilfunkmasten, die in ihrer Camouflage als Laub- und Nadelbäume, Pinien, Palmen und Riesenkakteen die Gefahren von Elektrosmog kompensieren sollen.

Im Zentrum der künstlerischen Auseinandersetzung mit Antennen stehen diese aber schon seit Beginn der Radiotechnologie als Grundlage für Radioübertragung. Schon bald nach den ersten erfolgreichen Übertragungen von Sprache zu Beginn des 20. Jahrhunderts begannen weltweit die ersten DIY-Radio-Enthusiast*innen ihre eigenen Empfangs- und Sendestationen zu bauen. Radio konnte sich dem Ausmass der Kommerzialisierung und Regulierung des Fernsehens entziehen (es gibt bis heute keine vergleichbare Verbreitung freier Fernsehkunst oder -übertragungen) und spielt heute noch in politischen und gesellschaftlichen Entwicklungen eine wichtige Rolle in Form legaler Freier Community Radiobewegungen, in Grauzonen der Legalität verorteten Micro-FM Übertragungen oder auch aktivistischer Piratenradiosender – aber auch in künstlerischen Projekten. Radio bedeutet Entgrenzung. Klänge und Stimmen durchqueren die Welt, und es liegt an den Zuhörern, wie sie damit umgehen. Der Künstler gibt die Kontrolle aus der Hand. »Radiokunst« ist ein Genre für sich, das eine Vielzahl von Praktiken vereint: von der Übertragung künstlerischer Inhalte und Formate bis hin zum »Radio ohne Zuhörer« des japanischen Radiokunst-Pioniers Tetsuo Kogawa, der das Hörbarmachen und die Übertragung von Interferenzen selbst gebauter Antennen oder auch den Einbezug von Körpern und der Natur als Empfänger von Radiowellen als Kunstform entscheidend geprägt hat.

Vor allem aber die oben schon beschriebene Unsichtbarkeit der uns umspülenden Wellenozeane als Trägermedium unserer drahtlosen Telekommunikation stellt eine ästhetische Herausforderung in der Kunst dar. Schon der Physiker Richard Feynman hat dargelegt, wie schwer oder gar unmöglich es ist, eine Vorstellung von der Natur und Bewegung eines elektromagnetischen Signals zu bekommen, die der Realität auch nur nahe kommt. Kunst, und vor allem Medienkunst, hat sich dieser Herausforderung immer wieder gestellt und Wege gefunden, über Visualisierung, Übersetzung in Klang, konzeptuelle Ansätze bis hin zu körperlicher Auseinandersetzung poetische bis konfrontative Zugänge zu dieser, uns sonst unzugänglich bleibenden Dimension unserer Umwelt zu schaffen. Während die Sonifizierung des unsichtbaren Phänomens eine häufiger zu findende künstlerische Strategie und Praxis ist, sind Versuche der Sichtbarmachung oder andere Arten der Verkörperung von Signalen und Wellen selbst schon seltener. Arbeiten wie Timo Arnalls Projekt *Immaterials* stellten so einen künstlerischen Versuch dar, durch Fotografie, Animation und Light Painting unsichtbare elektromagnetische Felder wie RFID oder aber die Präsenz von WiFi Netzwerken im urbanen Raum sichtbar zu machen. In ihrem Workshop *Embodying Electromagnetic Expression* als Teil der Veranstaltungsreihe *Von Antennenwäldern und Wellenozeanen* entwickelten Sarah Grant und Danja Vasiliev eine an Fluxus-Performances erinnernde performative Aktion, deren Ziel es war, zusammen mit den Teilnehmer*innen eine Vorstellung von elektromagnetischen Signalen zu entwickeln, indem sie sich als verkörperte Signale durch die Stadt bewegten. Ausgangspunkt bildete die Frage, wie es wäre, selbst ein solches Signal zu sein, indem sie z.B. an Wänden abprallten oder von Oberflächen absorbiert wurden, um so am eigenen Körper zu erfahren, wie Strahlung mit der Umwelt interagiert und beeinflusst wird.

Auch die Frage, wie und in welchem Ausmaß menschliche und nichtmenschliche Körper selbst von diesen neuen extremen Umwelteinflüssen betroffen sind, spielen bei Medienkünstler*innen immer wieder eine Rolle. Die Auswirkungen nicht-ionisierender elektromagnetischer Wellen, wie sie für unsere Mobilfunktechnologie eingesetzt werden, wurden erforscht und getestet, aber die Frage nach der Sicherheit der aktuellen Grenzwerte für den menschlichen Organismus bleibt umstritten. Künstlerisch gearbeitet wird daher immer wieder auch mit Konzepten der Abschirmung und der Unterbrechung des kontinuierlichen Ausgesetzseins, basierend auf dem Konzept das Faraday'schen Käfigs. Während der *Faraday Chair* von Dunne & Raby nicht funktional ist und als Prototyp eher den Vorschlag für einen (vor allem psychologisch funktionierenden) Rückzugsort darstellt, an dem man sich vor elektromagnetischen Emissionen schützen kann, bietet die in Basel inmitten der Zuggleise stehende *Signal Box* der Architekten Herzog & de Meuron echte Abschirmung gegen elektromagnetische Signale. Das Gebäude enthält elektronische Geräte zur Steuerung von Weichen und Signalen der Bahn; durch eine Kupferummantelung wirkt das Gebäude als Faraday'scher Käfig, um sein Inneres vor ungewollten äußeren Einflüssen zu schützen und macht dies durch seine besondere Hülle auch auf skulpturale Weise deutlich.

Philosoph Paul Virilio argumentiert, dass die rasante Geschwindigkeit des technologischen Fortschritts dazu führt, dass Menschen oft nur noch reaktiv handeln, anstatt proaktiv zu agieren. Er betont, dass die Geschwindigkeit des technologischen Fortschritts und die damit verbundenen Veränderungen die Fähigkeit des Individuums und der Gesellschaft einschränken, vorausschauend zu denken und zu planen. Künstler können hier selbst als Antennen für die unterschwelligen Signale, Vibrationen und Erschütterungen durch Verschiebungen in den tektonischen Schichten der Gesellschaft und der menschlichen Beziehungen in der Welt fungieren. Ihre Kunst eröffnet neue Zugänge zur Wahrnehmung und hilft, Orientierung im Umgang mit politischen, soziokulturellen und ökologischen Herausforderungen zu finden.

Daniela Silvestrin ist eine in Berlin lebende und arbeitende Kuratorin und Kulturmanagerin, die an der Schnittstelle von Kunst, Naturwissenschaft und Recht forscht und publiziert. Der Fokus ihrer Arbeit liegt auf der kritischen Auseinandersetzung mit den Implikationen neuer Technologien aus künstlerischer Perspektive und deren Beitrag zur allgemeinen Wissensproduktion. www.danielasilvestrin.info, www.antenennozeane.de.
Daniela Silvestrin ist außerdem Teilnehmerin von Signal+ Camp Radiotopia im April in Taiwan (siehe Box).

STWST @ Signal+ Camp Radiotopia

C-Lab, Taiwan, 11.-13. April 2025

Das Signal+ Camp Radiotopia findet im April 2025 in Taiwan im Space C-LAB statt – die STWST wurde eingeladen, teilzunehmen.

Das 3-tägige Camp SIGNAL+ versammelt Künstler:innen aus Europa und Taiwan, um neue Wege der Auseinandersetzung mit Radiokunst und dem elektromagnetischen Spektrum aufzeigen. Das Projekt thematisiert Signale, Übertragungen und den elektromagnetischen Raum. Das Camp steht auch als Metapher für Methoden, die sich auf nachhaltige Weise mit Technologie auseinandersetzen.

Für die STWST sendet das Infolab über zwei Bakensender aus Linz nach Taiwan. Es verbreitet in regelmäßigen Abständen digitale Signale ohne Internetverbindung rund um den Globus. Es sendet wie ein Leuchtturm Signale in das babylonische Informationsgewirr. Ziel ist es, Alternativen zum bestehenden Internet aufzuzeigen und direkte, unabhängige Kontakte zu fördern. Neben anderen Arbeiten und Herangehensweisen wird das Infolab im Kontext von Radiokunst in Taiwan thematisiert.

Initiiert wurde das Projekt Signal+ Camp Radiotopia von APO33 (Nantes/FR) im Rahmen der längerfristigen Reihe TOOLKIT OF CARE.

Teilnehmende Künstler und Kuratoren aus Europa sind viele Künstler:innen und Produzent:innen, die bereits mehrfach mit der STWST zusammengearbeitet haben.
Das Line-up: Marinos Koutsomichalis (Universität Zypern), Julien Ottavi und Jenny Pickett (APO33, Nantes/FR), taro klemens knopp, Jan Nahuel Jenny, Franz Xaver (STWST, AT); Adriana Knouf, PhD (NL/US), Daniela Silvestrin (DE), Kevin Bartoli (∏-node, Fr). Shu Lea Cheang (TAIWAN/USA/FR) organisiert in Taiwan. Die Künstler:innen aus Taiwan stehen noch nicht fest.

Fluidic Systems

Part of the 2025 Research Lab by servus.at will be a project by Ioana Vreme Moser that explores forms of alternative computing. *Diane Pricop* introduces it to us.

The dictionary defines the computer as »an automatic machine for processing information, obeying programs formed by arithmetic and logical sequences«. Although the words used seem clear, the definition is nonetheless abstract, which makes it difficult to visualise an image of the computer other than the one we all already have in mind. Yet the history of computational systems goes back to antiquity, and computers have taken different forms in the past alongside those that have been popularised thanks to technological evolution. In her project *Form for Fluid Computer*, Ioana Vreme Moser explores an alternative form of computer, based on a forgotten technology, and with it, a new narrative of our future. As part of the Research Labs organised by the servus.at association which in 2025 spotlight slow computing, the artist is preparing ways of communicating about fluid mechanisms by designing a workshop and a dedicated publication.

As Ioana begins to develop her research, she has two concerns. The first one is related to computer models: long before the automated and digital systems we know today, devices were designed to decode the world around us. Let's take the astrolabe: it is a tool that was used throughout Antiquity and the Middle Ages by navigators and astronomers from the four corners of the world to find their way in time and space. It consists of several superimposed discs, each representing a distinct function, which, when combined by a rotating mechanism, calculate the height of the stars and their direction. By calculating the variations of quantifiable physical data, it makes it possible to model the problem and solve it. These elements define an analog computer. Ioana's second concern is the history of the components and their political implications: the design of our current digital computers involves the extraction of mineral resources, generally from poor countries often hit by war, where the workforce lives and works under appalling conditions. There's no need to go into detail about all the stages involved in these methods, but it's clear that the production of a new device undeniably causes an avalanche of social and environmental impacts that are considerably harmful and deliberately kept invisible by the tech industries.

With this as a starting point, and given the multitude of catastrophic scenarios linked to our future, the artist asks one question: if all the super-sophisticated computer systems on which we depend were to disappear overnight, how would we manage to establish communication? Ioana knows that the key element in the functioning of electronics is the transistor, a component that has the ability to modulate and amplify electrical signals thanks to a material called a semiconductor. As the name suggests, its electrical conductivity is halfway between insulating materials and metals, and this feature allows the amount of current flowing through the transistor to be controlled. Their manufacture is extraordinarily complex, having reached levels of technological sophistication never seen before, and is the subject of considerable economic stakes, even resulting in a technological war between superpowers. Conscious of the entanglement between natural resources and politics, the artist looks for alternatives and discovers that it would be possible to imitate their properties by recovering materials that we have at our disposal, such as the galvanised sheet metal used for roofing when it is heated in certain areas. She designs a series of workshops on the subject called *Politics of Parts*.

Alongside her experiments, she continues to look for other amplifier systems and stumbles upon fluidics, a field that relies on computation through the movement of water streams. It's 2019, Ioana is doing research, but finds very little information online, the subject being rather niche. So she starts to draw prototypes without understanding 100% how it works. It is only in 2022 that she resumes her research at the library of the *Technische Universität Berlin*, which has an important archive on fluidics. One of the first water-based analog computers, called a »hydraulic integrator«, was designed in 1936 by Vladimir Lukyanov, the principle being to replace the mechanical process with water. In 1957, American researchers filed patents for their new creation, the fluidic amplifier. To visualise it, imagine a system of interconnected tanks and tubes through which water (or other fluids such as air) flows. From the initial reservoir, water is pumped into tubes which form branching circuits. This means that not only can the path taken by the water stream be different depending on the pressure at which the water is pumped, but also that it can be controlled. The streams can be guided from right to left by a Coanda effect; as the stream meets a convex surface, it attaches to it and flows, it undergoes a deviation in its trajectory. Let's say you have a cup of tea in your hands and you pour it very slowly – the fluid attaches itself to the side of the cup and then flows out into the void when it has nowhere else to stick. In the same way, Ioana can create a logical command and direct the water stream where she wants it. In short, the water enters the circuit, follows a predefined path, resulting from a series of operations, and exits providing information. This refers to the basic elements of the analog computer.

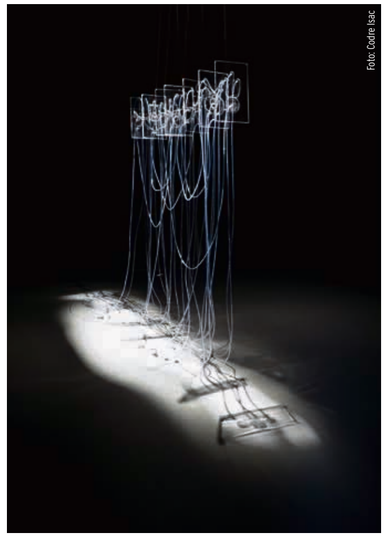


Foto: Codre Isac.

Then, she has to define each channel to make sense of the information. She is inspired by MONIAC, an analog computer based on fluidic logic, created by Bill Phillips in 1949 to model the British economy. In his concept, water represents money, and money could flow down the tube of consumption into the tank of people's needs, in a completely transparent circuit. She also looks at World3, the computer simulation on which the 1972 Limits of Growth report is based. It is built on the following variables: population, food production, industrialisation, pollution and consumption of non-renewable natural resources. Bluntly, the report concludes: »the most likely outcome will be a fairly sudden and uncontrollable decline in population and industrial capacity«. At this stage of the project, this is precisely what interests Ioana.

She imagines an installation based on the MONIAC model in which we can transparently visualise our consumption of resources and the rate of global growth through two scenarios: »business as usual« in which – if we do nothing –, we will suffer the societal collapse predicted by World3, and an equilibrium scenario in which policies regulate consumption to build a sustainable model. Ioana is now working on mapping her circuit: in the World3 scenario, if the pollution rate increases, the water tank that represents it, will fill up by drawing from another tank that represents the world population. Or, on the contrary, the world's population will increase, letting the resources slowly drain away until the water disappears.

In reality, the materialisation of the project encompasses several iterations. Ioana produces a first installation called *Fluid Memory*, presented for the first time in 2019 at the STATE Studio in Berlin; she has glass elements made by a craftsman, which she then assembles and connects using plastic tubes, a vertical sculpture that evokes the image of a chemistry laboratory. Salt water circulates through the piece and accumulates in a coil, triggering sounds and rhythms that are supposed to echo human and computational memory. The concept of fluidics is there, but the artist will develop it further over time and through her research. In 2023, with *Fluid Alphabet*, she takes things up a notch; this time, she uses the design elements conceived for the fluidic systems found in the archives, based themselves on the shape of the mouth and throat cavity to create a new alphabet, ready for assembly. So far, she has gathered around thirty shapes, each with a particular function for the installation. In practice, each »letter« is engraved into the heart of a hermetically sealed plexiglas plate, which are then linked together by tubes. That same year, she presents the installation at the Klang Moor Schopfe biennial and at the NØ SCHOOL Nevers, alongside a series of workshops dedicated to fluid theory which she combines with Politics of Parts, and then again in the AfterLand group exhibition in Bucharest in 2024. In a recent exhibition at Berlin's Meinblau Projektraum, she showcases *Fluid Anatomy*, a new variant that takes the morphology and concept to a new level.

The aim of this research is not to illustrate precise data, but to make the fast pace of today's world visible and to visualise the potential benefits of putting a stop to it. Fluidics itself is a perfect example; until the 1970s, this model was competitive in the market, but its slowness and mass mean that a multitude of parameters have to be taken into account in comparison with electronics, which in turn has seen transistors become smaller and the power of digital computers grow exponentially. Slowing down has become essential to regaining balance, and that's the motto for servus.at this year. In April 2025, Ioana Vreme Moser and I are invited to take part in the Research Labs, which we dedicate to reflecting on the past history and alternative narratives that fluid computers can provide, and disseminating it through a collaborative publication.

By using fluidics as a technical process and by putting future scenarios into perspective, *Form for Fluid Computer* crosses the line into a political act. The project is a call to pause, to listen and to respect our own slow but steady rhythm, typical of a resilient nature.

Diane Pricop is a part of Obsolete Studio. https://obsolete.studio/

servus.at thanks its Main Sponsor 2021-2025

Die Telemetrie von Todesboten

Das Symposion »Investigating The Kill Cloud« des Berliner Disruption Network Institute förderte neue Erkenntnisse über den aktuellen Informationskrieg zutage. *Barbara Eder* über den Vortrag der Whistleblowerin Lisa Ling zu Drohnenflügen und Datenhunger.

Der Joystick ruht leicht zwischen den Fingern, er ist weitaus mehr als eine Verlängerung der menschlichen Hand. Oft bedarf es nur einer minimalen Bewegung, um damit schweres Gerät zu steuern. Eine Kriegsdrohne hat mindestens vier Rotoren und nicht selten dasselbe schnittige Design wie ein Freizeitflieger aus dem Elektrodiscounter. Im Gegensatz zum kindgerechten »Spielzeug« wird eine solche jedoch von eigens dafür ausgebildeten Drohnen-Operator:innen gesteuert. Kamikaze- und Loitering-Drohnen mit eingebautem Selbstzerstörungsmechanismus wirken bereits selbsttätig: Ohne menschliche Steuerung können sie Ziele identifizieren, auswählen und angreifen. Sogenannte Künstliche Intelligenz, Sensoren und Algorithmen treffen dabei Entscheidungen in Echtzeit. Der Akt der Gewaltanwendung wird bewusst von Fragen der menschlichen Verantwortung entkoppelt. Während der Gamescom 2024 – einer der weltweit größten Messen für Videospiele in Köln – haben Bundesnachrichtendienst (BND) und Bundeswehr um technikaffine Nachwuchskräfte geworben, der Grund: eine angenommene Schnittmenge zwischen den Fähigkeiten von Gamer:innen und den Anforderungen im Militär- und Geheimdienstbereich. Die Parallele kommt nicht von ungefähr: Beide Akteur:innen sitzen vor Bildschirmen und verarbeiten Informationen. Wo der Screen des/der Gamer:in bewegte Szenarien aus virtuellen Realitäten zeigt, haben es angehende Cyber-Soldat:innen mit operativen Bildern zu tun. Letztere sehen lediglich Ausschnitte eines Geschehens – sie stehen ganz für sich und wirken als partes pro toto. Die Durchführung einer militärischen Operation erscheint somit einfach, der Akt des Tötens als »gamer's delight«: Der Screen entfremdet vom realen Geschehen und sorgt für die Diffusion von Verantwortlichkeiten. Zu Beginn dieses Jahrhunderts hat der amerikanische Medienwissenschaftler Roger Stahl den Begriff des »Militainment« – im Sinn einer Synthese von Militär und Entertainment – geprägt. Um diese Form der »Unterhaltung« nachhaltig im Bewusstsein zu verankern, investiert das US-amerikanische Verteidigungsministerium jährliche hohe Summen in Videospiele, die sowohl zu Trainingszwecken als auch für Rekrutierungsmaßnahmen dienen. Das virtualisierte Environment senkt Hemmschwellen und täuscht falsche Umgebungen vor. Das Töten via »remote control« wird oft als Argument zur Aufrechterhaltung der eigenen »Sicherheitsstrategie« angeführt und soll den Mythos vom »sauberen« und »präzisen Krieg« glauben machen: In geschützter Umgebung müssten die Soldat:innen nicht länger ihr Leben riskieren, infolge der Trennung von Waffe und Körper blieben sie unversehrt.

Foto: Public Domain

Auch das Töten aus sicherer Entfernung zeitigt aber reale Folgen. Traumatisiert bleiben nicht nur die Überlebenden von sogenannten drone-strikes zurück, deren Familienangehörige oft nur wenige Meter neben ihnen getötet werden. Auch die Akteur:innen hinter den Screens sind nicht unversehrt. Im Dokumentarfilm *National Bird* (2016) von Sonia Kennebeck kamen erstmals drei Whistleblower:innen zu Wort, die als »drone operators« vom US-amerikanischen Verteidigungsministerium rekrutiert worden waren. Neben Daniel Hale, einem ehemaligen Analysten der *National Security Agency* (NSA), und der Whistleblowerin Lisa Ling spracht Heather Linebaugh, ehemalige Bildanalytikerin der U.S. Air Force, im Film über das fehlende Bewusstsein für die psychische Gesundheit von Cyber-Soldat:innen sowie die aggressiven Rekrutierungsstrategien der US-Army. Linebaugh, die nach ihrer Kündigung und vielen bürokratischen Kämpfen als erste Veteranin des Drohnen-Programms wegen einer Posttraumatischen Belastungsstörung eine Invalidenrente erhält, erzählte von Kolleg:innen, die aufgrund ihrer beruflichen Tätigkeit Suizid begangen haben, und davon, dass sie trotz diagnostizierter Depression und Suizidgedanken von ihren Vorgesetzten zum Weitermachen gezwungen wurden.

Lisa Ling war Technikexpertin der U.S. Air Force und arbeitete unter anderem als Daten-Analystin im Drohnenprogramm. Sie kritisierte neben der mangelnden Transparenz auch die ethischen Implikationen der gezielten Tötungen durch Drohnen – und wurde zur Whistleblowerin. Neben NSA-Whistleblower:innen Thomas Drake, Jesselyn Radack, Leiterin des Whistleblower- und Quellenschutzprogramms (WHISPeR) bei ExposeFacts, und Naomi Colvin, Whistleblower-Unterstützerin bei »Blueprint for Free Speech«, war sie im November letzten Jahres als Sprecherin beim Symposion »Investigating The Kill Cloud« im Berliner *Disruption Network Institute* präsent. Als vormalige Kommunikationstechnikerin der *Air National Guard* kam Ling früh in Kontakt mit den technischen Architekturen von militärischen Nachrichtendienstplattformen, die Sensordaten gezielt mit Standorten verknüpfen. Die Einführung neuer Technologien bei der US-Armee habe ihr zufolge nicht zu weniger Bürokratie geführt, sondern zu einem unstillbaren Datenhunger.

Ling informierte in ihrem Vortrag »Verantwortung in der datengetriebenen Kriegsführung: Erkenntnisse einer ehemaligen Insiderin« vor allem über militärisch relevante Datensammlungen im »Internet of Things« (ioT). Die »Kill Cloud«, gespeist aus Informationen von Drohnen, Satelliten und Sensoren, beziehe ihre Daten vor allem aus digitalen Kriegsgeräten. Für militärische Zwecke werden diese dort gespeichert, verwaltet und (maschinell) ausgewertet. Militärische Systeme wie *Gospel* oder *Lavender*, die aktuell im Gaza-Krieg Verwendung finden, verarbeiten zudem auch private Informationen aus sozialen Medien, Kreditkartennutzung und Online-Kommunikation, um militärische Ziele zu bestimmen. Im Krieg zwischen Israel und der Hamas operieren die israelischen Streitkräfte mithilfe eines auf künstlicher Intelligenz (KI) basierenden Zielerfassungssystems. Die Israel Defense Forces (IDF) nutzen Daten aus Satellitenbildern und Signalaufklärung (SIGINT) in mindestens drei KI-gestützten Entscheidungsunterstützungssystemen. Diese Abteilung, die für geheime Operationen verantwortlich ist, sprach deshalb auch vom »weltweit ersten KI-Krieg«. Infolge eines *Automation Bias* – die Tendenz, Entscheidungen automatisierten Systemen zu überlassen – erhöhe dadurch das Risiko von Fehlern oder Missbrauch drastisch, so Ling. Sobald KI zur Zielerfassung und -auswahl genutzt wird – egal ob am Ende ein Mensch die finale Entscheidung trifft oder nicht – könne das gesamte planetare Datennetz zur potenziellen Kriegszone werden, erklärte Ling. Dadurch wird nicht nur das Kriegsgebiet entgrenzt, sondern jeder vernetzte Mensch zu einem möglichen »Target«. Die »Kill Cloud« schaffe nicht nur ein System, das vernetzte Kriege erst ermöglicht, sondern legitimiert diese auch: Die Möglichkeit, ohne unmittelbares Risiko für eigene Truppen Krieg zu führen, macht militärische Interventionen politisch opportun. Dies beschleunige die Normalisierung von Gewalt, ohne dass wir dabei die unmittelbaren Kosten für den Krieg – moralisch und menschlich – noch zu spüren bekommen. Die »Kill Cloud«, welche im Zentrum der Konferenz stand, ist weitaus mehr als nur ein weiteres Waffensystem im Informationskrieg. Sie ist ein dezentraler Datenkomplex, der sich jeglicher staatlicher Kontrolle entzieht. Bislang ermangelt es an rechtsverbindlichen Abkommen, um den Einsatz der mit diesen Informationen operierenden Waffensysteme zu begrenzen oder zu verbieten; in Vorbereitung auf künftige Kriege werden stattdessen weitere Überwachungsplattformen über Cloud-Services kontinuierlich miteinander vernetzt.

Ein Link zum Paper von Lisa Ling findet sich in der Onlinefassung des Artikels unter *versorgerin.stwst.at*

Barbara Eder ist Soziologin, Philosophin und freie Autorin aus Wien. Sie schreibt neben Büchern als »Freie« für jungle world und konkret, jW, die Wiener Stadtzeitung Augustin, die Monatszeitschrift Tagebuch und selbstverständlich auch für die Versorgerin.

BEZAHLTE ANZEIGE

KI isst Erde auf

***Michael Aschauer* über das Verhältnis von Energieverbrauch, Datenzentren und KI.**

Die künstliche Unintelligenz, so wie wir sie heute kennen, verbraucht große Mengen an Energie. Zumindest hat sich diese Erkenntnis inzwischen in den Köpfen festgesetzt. Der Trend zu immer mehr KI treibt den Energieverbrauch und die Emissionen des ohnehin wachsenden digitalen Sektors in die Höhe. Was steckt hinter den dystopischen Prognosen über den Energie- und Rohstoffverbrauch von immer mehr Rechenzentren und den wahnwitzigen Ankündigen und Wunschvorstellungen von Tech-CEOs über den Ausbau von Rechenzentren und die Renaissance der Kernenergie? Was sagen die aktuellen Zahlen wirklich?

Um es gleich vorweg zu sagen: Will man über Energie und Emissionen im globalen Maßstab und vor allem von der Zukunft sprechen, gibt es einige Schwierigkeiten. Bis heute existiert kein einheitlicher, verbindlicher Standard, wie Energieverbrauch und CO_2-Emissionen budgetiert werden. Asim Hussain, Direktor der Green Software Foundation, die sich für Standards in der digitalen CO_2-Bilanzierung einsetzt, demonstrierte dies im Dezember 2024 auf der GreenIO-Konferenz in Paris eindrücklich: Anhand eines Nature-Artikels, in dem berechnet wurde, dass die Kohlenstoffemissionen bei Schreib- und Bilderstellungsaufgaben durch eine KI 1000 Mal geringer als bei Menschen sei, zeigte er, dass je nach Methode und Annahmen, ein Mensch umgekehrt genausogut 24% weniger Emissionen als ChatGPT verursacht. So ergeben sich unterschiedliche Verluste oder Fehler. Die Menge der CO_2-Emissionen schließlich, ist nicht nur vom Energiekonsum, sondern auch von Zeit, Ort und Art der Energie-Erzeugung abhängig.

Der Energieverbrauch von KI ist auch nicht so leicht zu quantifizieren, häufig werden dazu einfach die technische Dokumentation und Verkaufszahlen von NVIDIA-GPUs verwendet und mit den geplanten Produktionskapazitäten von NVIDIA hochgerechnet. Zukunftsprognosen sind ähnlich zuverlässig wie Kaffeesudlesen, vor allem in einem Zeitalter, wo großspurige – aber nicht umgesetzte – Ankündigungen und »flooding the zone with shit« gängige Praxis sind.

Was sagen nun die aktuellen Zahlen? Die aktuellste Studie zur globalen Umweltauswirkung der Digitalisierung wurde am 5. Februar in einer zweisprachigen Online-Pressekonferenz von der französischen *Green IT Association* präsentiert und schätzt, dass 3,4% der globalen Treibhausgase 2023 durch den digitalen Sektor verursacht wurden. Das ist doppelt so viel wie die Schätzungen der Weltbank und der Internationalen Fernmeldeunion (ITU) aus dem Jahr 2023, die noch bei 1,7% der Emissionen lagen oder einem Gesamtenergieverbrauch von 1183 Terawattstunden (Twh). Betrachtet man den gesamten digitalen Bereich, macht Künstliche Intelligenz derzeit einen vergleichsweise kleinen Teil von dessen Emissionen aus – laut Green IT beträgt deren Anteil etwa 4%. Dieser wird normalerweise den Rechenzentren zugeordnet. Rechenzentren sind der Internationalen Energiebehörde (IEA) zufolge für ca. 2% (240 bis 320 TWh) des globalen Energieverbrauchs im Jahr 2022 verantwortlich, geografisch stark gebündelt: das heißt, in westlichen Ländern eher 3 bis 4%, in manchen Regionen und Ländern, wie Irland, kann der Anteil bis zu 20% ausmachen. Dazu kommen noch Kryptowährungen, die allein circa 110 bis 150 Twh verbrauchen.

Rechenzentren wiederum sind nur ein Teil des digitalen Sektors. Ein ähnlich großer Anteil (260 bis 340 TWh) geht auf das Konto von Telekommunikation und Netzwerken zur Übertragung von Daten. Dabei handelt es sich um ineffiziente Infrastruktur, die für Spitzenauslastung gebaut wurde und »always on«, also immer an ist.

Der weitaus größte Teil – unter Berücksichtigung des vollständigen Lebenszyklus – des Energieverbrauchs und damit der Emissionen wird jedoch durch die Endgeräte verursacht. Das sind geschätzt 4,6 Milliarden Smartphones, 2,4 Milliarden Fernseher, dazu Monitore, Laptops, Tablets, etc., insgesamt etwa 30,5 Milliarden Geräte. Nach Studien von ADEME (der französischen Agentur für den ökologischen Übergang) und Arcep (der französischen Regulierungsbehörde für elektronische Kommunikation), machte das 2020 in Frankreich 79 % der digital verursachten Treibhausgase aus: »Geräte verursachen den größten Kohlenstoff-Fußabdruck und sind die Hauptquelle für den Abbau abiotischer Ressourcen«.[1]

Die Anteile von Rechenzentren, Netzwerken und Endgeräten unterscheiden sich je nach Studie, die Dominanz der Endgeräte ist aber eindeutig. Das letzte Update der ADEME-Arcep Studie von Januar 2025 korrigierte die Anteile – bezogen auf die Treibhausgase des digitalen Sektors in Frankreich auf 51% für Endgeräte, 46% für Datenzentren (unter Einrechnung ausländischer Datenzentren, die von Frankreich aus genutzt werden) und 4% für Netzwerke – bei einem Anteil des digitalen Energieverbrauchs am gesamten Frankreichs von 11%. Bei den weltweiten Zahlen schätzen Weltbank und ITU den Anteil von Endgeräten auf 63%, von Datenzentren auf 13% und von Netzwerken auf 27%. In den aktuellsten Schätzungen der *Green IT Association* verteilt sich der Verbrauch auf 54% für Endgeräte und je 23% für Datenzentren und Netzwerke (bezogen auf das Jahr 2023) und ist damit in etwa stimmig mit älteren Daten der Energiebehörde.

Soweit die vorhandenen Zahlen zum aktuellen Verbrauch. Klar ist jedoch, das der Energie- und Rohstoffverbrauch von KI exponentiell wächst. So hat sich etwa der Schadstoffausstoß von Datenzentren in den USA seit 2018 etwa verdreifacht. Aktuell kann natürlich niemand Ausmaß und zukünftige Entwicklungen vorhersehen, sowohl, was gesellschaftliche Akzeptanz und Nutzung, als auch mögliche Effizienzsteigerungen dieser – aktuell – brute-force-Technologien betrifft. Effizienzsteigerungen führen aber nicht zwangsläufig zu weniger Verbrauch, sondern häufig zu mehr, weil dafür die Nutzung ansteigen könnte (auch bekannt als Rebound-Effekt bzw. Jevons-Paradoxon).

*

Das US-Energieministerium prognostizierte, dass der Strombedarf der US-Rechenzentren ab 2023 jährlich um etwa 13 bis 27% steigen würde und 325 bis 580 Terawattstunden im Jahr 2028 erreichen könnte, was 6,7 bis 12% des gesamten Strombedarfs in den USA ausmachen würde. Der große Unternehmensberater McKinsey rechnet mit einer Steigerung der Nachfrage an Datenzentren für KI von 19 bis 22% pro Jahr, und einer Verdreifachung bis 2030.

Die Internationale Energiebehörde geht davon aus, dass es zu einer Verdoppelung des Stromverbrauchs von Rechenzentren, KI und Kryptowährungen bis 2026 kommen könnte. Damit könnte der Gesamtstromverbrauch von Rechenzentren im Jahr 2026 mehr als 1000 TWh erreichen. Dieser Bedarf entspricht etwa dem Stromverbrauch von Japan. Das ist das oberste Ende der möglichen Szenarien bei einem geschätzten Verbrauch zwischen 620 bis 1050 TWh. Ein ähnlicher Strombedarf wird im übrigen auch für die steigende Flotte an elektrischen Fahrzeugen vorhergesagt, deren Verbrauch 2023 bei bescheidenen 130 TWh lag, bis 2035 aber bis zu 2700 TWh betragen wird (mit dem Unterschied, das es hier als Begrünung und Verbesserung gefeiert wird).

Nicht immer ganz klar ist, wo diese Energie herkommen soll. Regionale Netze sind jetzt schon oft überfordert und der Widerstand gegen Datenzentren steigt. Google, Microsoft, Amazon, OpenAI und Co. setzen auf kleine modulare Reaktoren (SMR) und die Wiederbelebung der totgeglaubten Atomenergie. Bis jetzt gibt es jedoch keine kommerziellen Installationen von SMR oder Anzeichen dafür, dass Atomenergie ohne massive staatliche Förderungen ökonomisch jemals konkurrenzfähig sein wird, zentrale Aspekte wie die Endlagerung bleiben ungelöst. Natürlich passen die Prophezeiungen von modularen Reaktoren und Kernfusion zur Religion der Technologie und den Milliardärsphilosophien von Mars-Besiedelungen, künstlicher Superintelligenz und ewigem Leben.

Ein Gegentrend entwickelt sich in Frankreich, das – wie viele – versucht, dem politischen Imperativ zu folgen und sich als gewichtiger Player in Sachen KI auf der Landkarte zu positionieren. Einerseits verweist Frankreich gerne darauf, dass es über ausreichend saubere Atomkraft verfügt und zukünftig massiv in Datenzentren investieren würde. Andererseits wurde hier von offizieller Stelle der Begriff der »frugalen KI« eingeführt. Die offizielle französische Stelle für Normung (AFNOR) veröffentlichte im Juni 2024 mit der Spec 2314 einen »Allgemeinen Rahmen für frugale KI«.[2] In Zusammenarbeit mit dem Ministerium für den ökologischen Übergang und territorialen Zusammenhalt werden hier Berechnungsmethoden und Verfahren für Messung und Reduzierung der Umweltauswirkungen von KI und Kommunikationstechnologien festgelegt. Im Umfeld des großen, internationalen KI-Gipfels in Paris im Februar 2025 formierte sich auch der Widerstand. Eine Vielzahl von Organisationen der französischen Zivilgesellschaft schloss sich in der Koalition »Hiatus«[3] zusammen, die sich gegen den massiven und flächendeckenden Einsatz von KI wehrt. Mehr als 120 internationale Organisationen nutzten den Anlass, um einen gemeinsamen offenen Brief zu formulieren: »Within Bounds: Limiting AI's environmental impact«,[4] in dem sie fordern, die wahren Umweltkosten der KI anzuerkennen und KI-Systeme in Einklang mit den planetarischen Grenzen zu bringen. Wie viel Beachtung das finden wird, wird sich weisen.

Die IEA kommt – unter Berücksichtigung der Explosion von künstlicher Intelligenz in vollem Umfang – zu dem Schluss: »Betrachtet man den globalen Anstieg des Gesamtstromverbrauchs in einem breiteren Kontext, so ist der Beitrag der Rechenzentren bescheiden. Die globale Gesamtstromnachfrage steigt bis 2030 in unserem Stated Policies Scenario um 6750 Terawattstunden, was mehr ist als die kombinierte Nachfrage der Vereinigten Staaten und der Europäischen Union heute. Die zunehmende Digitalisierung, einschließlich des Aufstiegs der künstlichen Intelligenz, ist zwar ein Faktor, aber das anhaltende Wirtschaftswachstum, Elektrofahrzeuge, Klimaanlagen und die zunehmende Bedeutung der stromintensiven Fertigung sind allesamt größere Treiber.«[5]

Datenzentren sind die Fabriken der digitalen Revolution und Digitalisierung ist keine Wolke, sondern ein materielles Ungetüm, das Unmengen an Energie, Wasser und Rohstoffen verbraucht und Treibhausgase und Schadstoffe produziert. KI-getriebene Datenzentren sind aber auch nur die jüngste, vielleicht sichtbarste, aber sicherlich nicht die letzte Ausgeburt des unstillbaren Hungers nach mehr, der unsere Konsum- und Wachstumsgesellschaft ausmacht. Sowie, nicht zu vergessen: das neueste iPhone, der Ultra-HD-Fernseher oder (e)SUV eben auch. Ist es nicht logische Folge eines technologischen und kapitalistischen Wachstumszyklus, der seit Hunderten von Jahren anhält? Einmal mehr stellt sich die Frage, wie Entwicklung und Anwendung von Technologie gesellschaftlich geregelt werden kann. Die Innovation, die wir brauchen, ist letztlich nicht technologischer, sondern sozialer und politischer Natur. Die heutige künstliche Intelligenz wird uns dabei nicht helfen. Solange sich also nicht echte Intelligenz durchsetzt, gilt weiterhin: Freie Fahrt für freie Bürger, die es sich leisten können.

---

[1] Etude ADEME – Arcep sur l'empreinte environnementale du numérique en 2020, 2030 et 2050 (2023)

[2] Référentiel général pour l'IA frugale - Mesurer et réduire l'impact environnemental de l'IA, Why and how to make artificial intelligence frugal?

[3] Hiatus, Résister à l'IA et son monde / Widerstand gegen die KI und ihre Welt, Launch of the Hiatus Coalition, to Resist AI and its World

[4] Within Bounds: Limiting AI's environmental impact. Joint statement from civil society for the AI Action Summit, Published on Feb 5, 2025

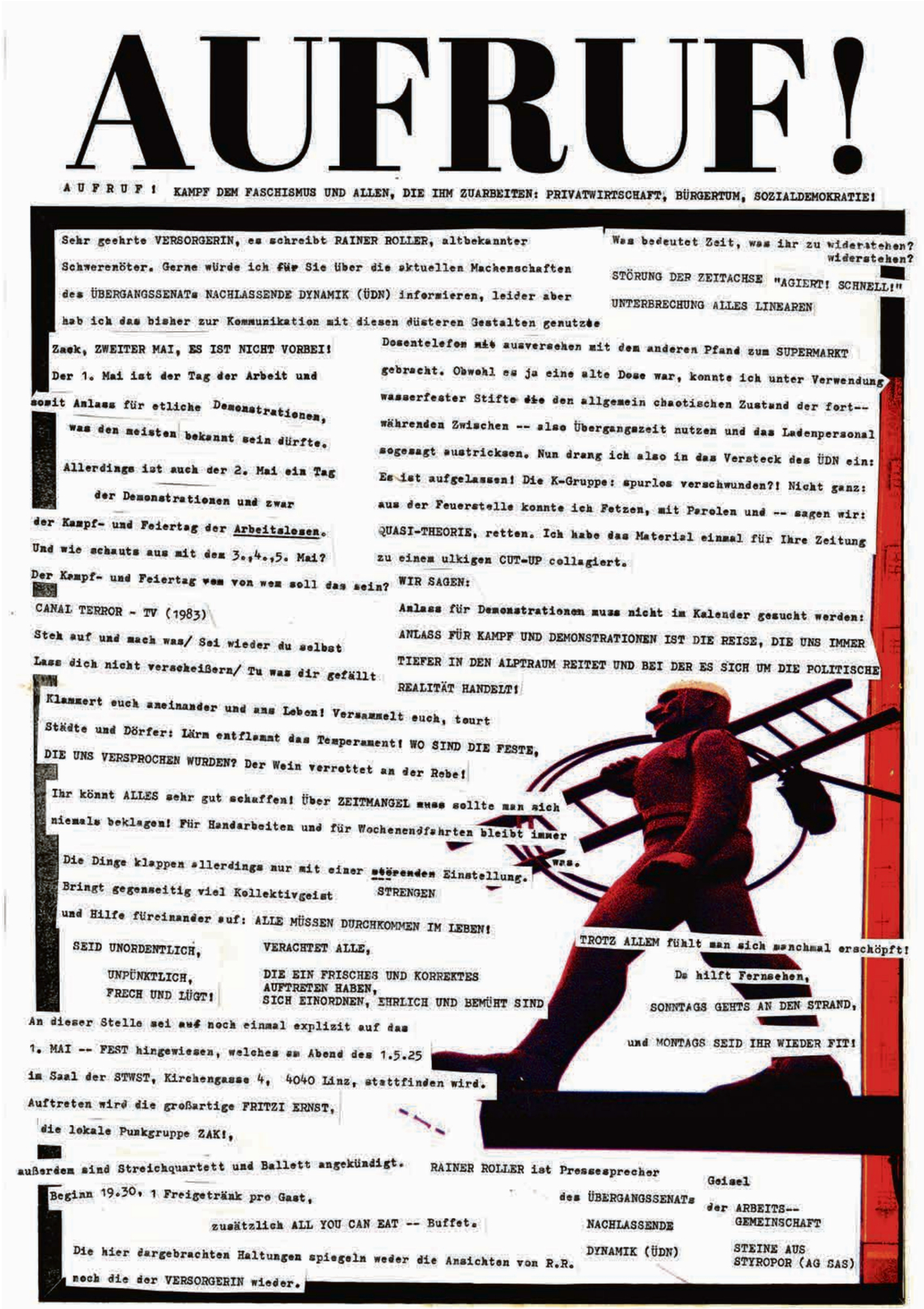
[5] IEA, What the data centre and AI boom could mean for the energy sector, 18 October 2024

---

* Zum Bild: »Eat Poop You Robot« ist ein Experiment zur Erzeugung von KI-Kunst, das eine endlose Kette von Bildern erzeugt. Jedes Bild wird auf Grundlage einer KI-Beschreibung des vorhergehenden Bildes generiert. So entsteht eine sich entwickelnde visuelle Reise, die langsam von einem Konzept zum nächsten driftet, inspiriert von dem Partyspiel »Telephone Pictionary« (auch bekannt als »Eat Poop You Cat«), bei dem die Spieler:innen abwechselnd die Zeichnungen der anderen zeichnen und beschreiben.

https://eat-poop-you-robot.backface.net/

Michael Aschauer ist ein konzeptioneller Künstler und Entwickler digitaler Medien. Seine Arbeiten wurden in zahlreichen Ausstellungen und Festivals rund um den Globus gezeigt und mit Preisen (u.a. Ars Electronica) ausgezeichnet. Er wuchs in Linz / Österreich auf, studierte an der Universität für angewandte Kunst in Wien und lebt derzeit in Südfrankreich.
https://m.ash.to



AUFRUF!

A U F R U F ! KAMPF DEM FASCHISMUS UND ALLEN, DIE IHM ZUARBEITEN: PRIVATWIRTSCHAFT, BÜRGERTUM, SOZIALDEMOKRATIE!

Sehr geehrte VERSORGERIN, es schreibt RAINER ROLLER, altbekannter Schwerenöter. Gerne würde ich für Sie über die aktuellen Machenschaften des ÜBERGANGSSENATs NACHLASSENDE DYNAMIK (ÜDN) informieren, leider aber hab ich das bisher zur Kommunikation mit diesen düsteren Gestalten genutzte Dosentelefon mit ausversehen mit dem anderen Pfand zum SUPERMARKT gebracht. Obwohl es ja eine alte Dose war, konnte ich unter Verwendung wasserfester Stifte die den allgemein chaotischen Zustand der fort-- währenden Zwischen -- also Übergangszeit nutzen und das Ladenpersonal sogesagt austricksen. Nun drang ich also in das Versteck des ÜDN ein: Es ist aufgelassen! Die K-Gruppe: spurlos verschwunden?! Nicht ganz: aus der Feuerstelle konnte ich Fetzen, mit Parolen und -- sagen wir: QUASI-THEORIE, retten. Ich habe das Material einmal für Ihre Zeitung zu einem ulkigen CUT-UP collagiert.

Was bedeutet Zeit, was ihr zu widerstehen? widerstehen?

STÖRUNG DER ZEITACHSE "AGIERT! SCHNELL!"

UNTERBRECHUNG ALLES LINEAREN

Zack, ZWEITER MAI, ES IST NICHT VORBEI!

Der 1. Mai ist der Tag der Arbeit und somit Anlass für etliche Demonstrationen, was den meisten bekannt sein dürfte.

Allerdings ist auch der 2. Mai ein Tag der Demonstrationen und zwar der Kampf- und Feiertag der Arbeitslosen.

Und wie schauts aus mit dem 3.,4.,5. Mai?

Der Kampf- und Feiertag wem von wem soll das sein?

CANAL TERROR - TV (1983)

Steh auf und mach was/ Sei wieder du selbst

Lass dich nicht verscheißern/ Tu was dir gefällt

Klammert euch aneinander und ans Leben! Versammelt euch, tourt Städte und Dörfer: Lärm entflammt das Temperament! WO SIND DIE FESTE, DIE UNS VERSPROCHEN WURDEN? Der Wein verrottet an der Rebe!

Ihr könnt ALLES sehr gut schaffen! Über ZEITMANGEL muss sollte man sich niemals beklagen! Für Handarbeiten und für Wochenendfahrten bleibt immer was.

Die Dinge klappen allerdings nur mit einer störenden Einstellung. STRENGEN

Bringt gegenseitig viel Kollektivgeist und Hilfe füreinander auf: ALLE MÜSSEN DURCHKOMMEN IM LEBEN!

SEID UNORDENTLICH, UNPÜNKTLICH, FRECH UND LÜGT!

VERACHTET ALLE, DIE EIN FRISCHES UND KORREKTES AUFTRETEN HABEN, SICH EINORDNEN, EHRLICH UND BEMÜHT SIND

TROTZ ALLEM fühlt man sich manchmal erschöpft!

Da hilft Fernsehen, SONNTAGS GEHTS AN DEN STRAND, und MONTAGS SEID IHR WIEDER FIT!

An dieser Stelle sei auf noch einmal explizit auf das 1. MAI -- FEST hingewiesen, welches am Abend des 1.5.25 im Saal der STWST, Kirchengasse 4, 4040 Linz, stattfinden wird.

Auftreten wird die großartige FRITZI ERNST, die lokale Punkgruppe ZAK!,

außerdem sind Streichquartett und Ballett angekündigt.

Beginn 19.30, 1 Freigetränk pro Gast, zusätzlich ALL YOU CAN EAT -- Buffet.

Die hier dargebrachten Haltungen spiegeln weder die Ansichten von R.R. noch die der VERSORGERIN wieder.

RAINER ROLLER ist Pressesprecher des ÜBERGANGSSENATs NACHLASSENDE DYNAMIK (ÜDN)

WIR SAGEN:

Anlass für Demonstrationen muss nicht im Kalender gesucht werden: ANLASS FÜR KAMPF UND DEMONSTRATIONEN IST DIE REISE, DIE UNS IMMER TIEFER IN DEN ALPTRAUM REITET UND BEI DER ES SICH UM DIE POLITISCHE REALITÄT HANDELT!

Geisel der ARBEITS-- GEMEINSCHAFT STEINE AUS STYROPOR (AG SAS)

Ist sich an der Gitarre festhalten schon Performance?

Eine Band, die gerne im ZDF-Fernsehgarten auftreten würde, die es aber gar nicht wirklich gibt: Über »The Curators« schreibt *Günther Ziehlinger*.

In der englischen Wikipedia gibt es die Kategorie »Fictional musical groups«. Dort finden sich Bands, die es so nicht gibt, die aber einen gewissen Bekanntheitsgrad erreicht haben. Z.B. die *Sgt. Pepper's Lonely Hearts Club Band*, die nur auf dem Cover des achten Studioalbums der *Beatles* existiert. Oder die *Camel Lips*, die in der schwarzen US-Komödie *Serial Mum* aus dem Jahr 1994 auftreten. Der Song und die Musikerinnen stammen jedoch von der kalifornischen Punkrock-Band *L7*. Auch viele andere dieser fiktionalen Bands stehen in Zusammenhang mit Filmen oder Fernsehserien.

Performance in der TV-Show

In Linz gibt es die Band *The Curators*. Und auch wenn manche Leute davon überzeugt sind, dass sie *The Curators* live auf einem Konzert gesehen haben, so ist diese Band doch fiktional. Sie existiert nur auf Bildern und in Zusammenhang mit einer Fernsehshow.

Nicht in einer Band zu spielen, sondern eine Band zu spielen eröffnet Möglichkeiten der performativen Darstellung. Nicht die Musik steht im Mittelpunkt, sondern die Optik. Also Bühnenperformance und Image. Dabei bedienen sich *The Curators* mittels Hardcore-Eklektizismus aus einem reichhaltigen, spätkapitalistischen Fundus an Trash-Bildern, um diese glaubhaft zu reproduzieren. *The Curators* überzeugen im Boygroup-Stil, als Metal- oder Punkband und im volkstümlichen Biedermeier.

Neben dem Wunsch, Bandfotos zu produzieren und einmal als Vorband, die dann gar nicht spielt, auf einem Konzertplakat zu stehen, wurden *The Curators* aber primär als Marketing-Schmäh für eine Fernsehshow gegründet. Und der Name ist Programm. Die vier in der Band sind nämlich Kurator:innen. Sie stehen hinter der Fernsehshow *Art Discount 24* auf DorfTV. Malina Mertlitsch und Jacqueline Böhm machen die Regie und die Produktion, Paul Riedmann und Clemens Stöttinger moderieren. Gemeinsam hecken sie die Ideen aus und kuratieren. Und zwar die Kunst, die in der Sendung gezeigt wird.

Das Prinzip von *Art Discount 24* ist retro und neu zugleich. Im Teleshoppingformat werden Kunstwerke aus Linz und Umgebung angeboten und auch erfolgreich verkauft. Die Intention dazu war der Wunsch, dem reichhaltigen Schaffen in Linz eine Bühne zu bieten und Künstler:innen (meist aus dem Kunstuni-Milieu und der Freien Szene) eine Bezahlung zukommen lassen zu können. Die wohl einzige reale Komponente in diesem Spektakel voller Fake und Satire.

Zunächst war die parodistische Verkaufsshow nur auf Exponate der Bildenden Kunst ausgerichtet und auch meistens am Ende der Sendung ausverkauft. Doch das hiesige Kunstschaffen ist nicht nur auf diesem Sektor herzeigbar, Linz ist auch weiterhin eine Stadt, in der es viel Underground-Musik gibt.

ChartDiscount

Aus Art Discount wurde kurzerhand Chart Discount. Die vier Protagonist:innen veränderten ihr TV Format großflächig, blieben aber der Grundidee treu: Kunst über das Fernsehen zu verkaufen. Bei *ChartDiscount* werden zwar keine Anrufer:innen in die Sendung eingespielt, dafür ist das zu erwerbende Produkt nicht nur als Einzelexemplar erhältlich. Verkauft wird ein Sampler mit allen auftretenden Bands.

Die Sendung selbst ist aber kein Linzer Songcontest, sondern orientiert sich am Format Chartshow. An Sendungen wie die *ZDF-Hitparade* oder *Top of the Pops* der BBC. Der *ZDF-Fernsehgarten* war auch eine Inspiration. Eigentlich alles, wo mit Playback gearbeitet wird.

Playback, oder Lip Sync, wie es heutzutage heißt, bietet den Musiker:innen die Chance, sich voll auf den Aspekt der optischen Präsenz zu konzentrieren. Hier geben *The Curators* die Maßstäbe vor. Neben den Fotoshootings für die Bandposter und -pickerl ist die Präsentation auf der Bühne das Hauptanliegen der Combo. Zu der von KI und befreundeten Künstler:innen erstellten Musik kreieren *The Curators* ein bewegtes Bild, das in seiner Choreografie und zur Schau gestellten Fröhlichkeit den Idolen im ZDF-Fernsehgarten möglichst nahe kommen soll. Das Kunstwerk liegt in der Performance, nicht in der Musik.

Für das Teilnehmer:innenfeld der zwei Shows, die bis jetzt über die Bühne gegangen sind, ist das jedoch eine ganz andere Sache. In Linz Popmusik zu machen, bedeutet, Musik zu produzieren und nicht Performancekunst zu betreiben (mit Ausnahme von *Fuckhead* natürlich). Noch nie hat es eine Band aus der Stahlstadt geschafft, in Sphären vorzudringen, wo es um eine marktgerechte Inszenierung für das Fernsehen ging. Bei *ChartDiscount* müssen sich die Musiker:innen dieser Herausforderung nun stellen. Sie spielen nicht ihre Musik, sondern sich selbst. Es geht plötzlich darum, sich selbst so dazustellen, wie eins gerne auf der Bühne gesehen werden will. Und auch ein bisschen darum, die Verkaufszahlen des Samplers in die Höhe zu treiben.

Die Ergebnisse sind unterschiedlich. Während die einen das Potenzial voll ausnutzen und zu performativen Höchstleistungen auflaufen, sind andere überfordert, wissen plötzlich nicht, was sie ohne Fokus auf die Musik machen sollen, konzentrieren sich aufs Playback, falls sie singen, oder halten sich an ihren Instrumenten fest und machen das, was sie gewohnt sind zu tun. Spaß macht es jedenfalls allen, und dass dieses Motiv im Mittelpunkt steht, ist dem Format anzumerken. Positiv gemeint, denn das Ergebnis lässt sich sehen. Der Do-it-yourself-Charakter macht das Ganze äußerst charmant.

Neben den Bands und den Solo-Acts brillieren die beiden Moderatoren, Paul Riedmann und Clemens Stöttinger, die nicht nur als Curators auf der Bühne stehen, sondern jeden Act ansagen, interviewen und dazwischen versuchen, den Sampler oder das Band-Merch an das TV-Publikum zu verkaufen. Auch die Moderation ist Performance und die Bühnendekoration Teil davon. Das sieht zum Beispiel so aus: In der ersten Hälfte der Show ist die Bühne mit einem Bergpanorama aus Karton verziert. *The Curators* eröffnen die Sendung in Tracht gekleidet. Lederhosen, Dirndlkleider, ein aus Holz geflochtenes Herz und eine Plastikkuh. Art Discount im Jodlerstil, wie Dieter Wieland sagen würde. Nach einer Umbaupause dominiert plötzlich der Punk, sowohl beim Kostüm als auch bei der Bühnen-Deko. Die Darbietungen bleiben weiter authentisch performativ. *ChartDiscount* ist ein TV-Format, das genau so auch für den Charakter von DorfTV steht. Die Sendung erinnert in ihrem Enthusiasmus und dem effektiven Einsatz der bescheidenen Mittel an pionierhafte Fernsehexperimente der 1990er Jahre, wie etwa Vivasion im deutschen Musikfernsehen, *Montevideo* auf ORF aber auch *STWST TV*.

ChartDiscount wurde bereits zweimal live in der KAPU produziert und auf DorfTV ausgestrahlt. Beide Sendungen sind online aufrufbar. Weil Art Discount 24 die aktuelle Edition der STWST-Community-Währung Gibling gestaltet hat, wird die neue *ChartDiscount24*-Show in der STWST performt. Die Shows funktionieren in der Zusammenarbeit von fast nur ehrenamtlichen und nur wenigen hauptamtlichen Akteur:innen. Das ist zudem bemerkenswert, denn einen exakten Zeitablauf, den eine Live-Sendung verlangt, mit so vielen Darsteller:innen im DIY-Modus zu managen, ist die nächste gelungenen Performance.

Günther Ziehlinger, Stadtsoziologe, früher KAPU, aktuell Bildungskarenz.

ChartDiscount

ChartDiscount ist bald wieder live zu sehen, natürlich mit einer Performance von The Curators: Am **13. März 2025**, LIVE aus der STWST auf DorfTV.

ChartDiscount24 - LIVE in der KAPU 2024
https://dorftv.at/video/44083

ChartDiscount24 - LIVE in der KAPU 2023
https://dorftv.at/video/41672

Aktueller Gibling von Art Discount 24

Die aktuelle Edition No.13 der STWST-Communitywährung Gibling wurde von Art Discount 24 gestaltet. Der Gibling wird eine zentrale Rolle in der ChartDiscount-Show spielen. Interview in der Versorgerin #142: https://versorgerin.stwst.at/artikel/06-2024/gibling-no-13-anlagetipps

STADTWERKSTATT VERANSTALTUNGEN MRZ/APR/MAI/JUN

MÄRZ.

08.03. 18:00 **Feminismus & Krawall @ STWST – 8. märz** ... lesung/nightline
11.03. 18:30 **Black Page Orchestra/Bruckneruni Coop** ... experimental
13.03. 19:00 **Chart Discount - Gibling Show**
15.03. 22:00 **table | top | shot** ... techno
19.03. 19.00 **tangible music club feat. Linda Luse & Daniel Haas aka Sturmherta** ... experimental, electronics
20.03. 20:00 **turn | table | tennis** ... spiel & spaß
21.03. 20.00 **Dragons Heaven Festival day#1** ... metal
22.03. 20.00 **Dragons Heaven Festival day#2** ... metal
26.03. 20:00 **The Base** ... alternative/rock
28.03. 20:00 **Täglich frisches Obst** ... indie/pop
29.03. 21:00 **Caorli** ... dance

APRIL.

03.04. 17:00 **Sample As That + turn | table | tennis** ... spiel & spaß
04.04. 20:00 **Rifftett, Herr Martinek** ... pop, jazz, alternative
05.04. 20:00 **Äffchen & Craigs, DJ Marcelle** ... alternative, rap, dance
09.04. 20:00 **The Flying Luttenbachers, MozoMozo** ... experimental
10.04. 20:00 **OnkLou** ... indie, pop
10.04. 20:00 **Michael Gira / Kristof Hahn (Swans) – Kapu-Koop im Grünen Anker** ... mighty sound
11.04. 20:00 **Intra, Lush City Ferals, High Transition** ... stoner, rock, alternative
12.04. 21:00 **Crunchtime** ... dnb
16.04. 20:00 **turn | table | tennis** ... spiel & spaß
17.04. 20:00 **Ungeheuer** ... performance, monster drag show
18.04. 21:00 **Retrogot & Hulk Hodn, Aist Connexion** ... hip hop, rap
19.04. 20:00 **JunQ** ... indie, pop, alternative
23.04. 20:00 **Emilija Veljkovic** ... classic, pop, indie
24.04. 19:30 **manu delago** ... sound, indie, pop
25.04. 20:30 **Night Of Fuzz** ... rock, indie, alternative, stoner
26.04. 20:00 **Alicia Edelweiß** ... indie, singer-songwriter, pop
30.04. 22:00 **SimSimma** ... dancehall, reggae

MAI.

01.05 19:30 **Mai Fest mit Fritzi Ernst, Zack! u.a.** ... indie, punk, classic
02.05. 20:00 **Cousins Like Shit, Flirtmachine** ... indie, pop, alternative
03.05. 20:00 **Ruhmer, Ivery** ... indie, pop, alternative
06.05. 20:00 **Bad Manners** ... ska, punk
08.05. 20:00 **Krautschädl Warm Up Show** ... rock, alternative
09.05. 21:00 **Dub Spencer & Trance Hill** ... dub, reggae, roots
10.05. 20:00 **HGichT** ... techno
14.05. 19:00 **tangible music club** ... experimental, electronics
15.05. 19:30 **Roundabout** ... fusion, jazz, groove
16.05. 21:00 **Kinky & Dinky** ... show
17.05. 20:00 **Hangover Society** ... punk
21.05. 19:00 **Ebermann/Mense/Thamer: Normal. Eine Besichtigung des Wahns** ... vortrag, lesung
20.05. 20:00 **Lydia Lunch & Marc Hurtado** ... synthetic punk
23.05. 20:00 **Indieverse** ... indie, pop
24.05. 22:00 **OWow Tanzabend** ... 60s, 70s, dance
29.05. 20:00 **turn | table | tennis** ... spiel & spaß
30.05. 22:00 **STREAM day#01** ... urban, hiphop, rap
31.05. 22:00 **STREAM day#02** ... dub, electro, roots

JUNI.

05.06. 17:00 **Sample As That + turn | table | tennis** ... spiel & spaß
06. & 07.06. **FMR Nightline Aviso** ... sound, performance

Aktuelle Infos auf club.stwst.at
AUSSERDEM STWST-KUNSTEVENTS auf events.stwst.at

BEZAHLTE ANZEIGE

Impressum versorgerin Nr. 0145 / märz 2025 . herausgeberin: »stadtwerkstatt«, kirchengasse 4, A-4040 linz . tel: 0732-731209 . fax: 0732-711846 . e-mail: versorgerin@stwst.at . web: versorgerin.stwst.at . redaktion: astrid benzer, tanja brandmayr, claus harringer, kurt holzinger, paul schuberth, franz xaver . cover: tanja brandmayr. layout: astrid benzer, astrid.benzer@liwest.at . basislayout/entwurf: us(c)hi reiter . anzeigen: versorgerin@stwst.at . auflage: 8.000 stück . druck: oön druckzentrum gmbh & co kg . **RETOUREN AN: STADTWERKSTATT, KIRCHENGASSE 4, 4040 LINZ**